

WIRTSCHAFTS WISSEN

Thema: Trends

- | | | | | | |
|---|---|---|--|--|--|
| <p>4 «Die Gesellschaft ist digital so stark verbunden wie noch nie. Und trotzdem driftet sie sozial auseinander.» im Gespräch mit Dorothea Baur und Jürg Halter</p> | <p>6 Heiss laufende Faktenmaschinen von Roland Fischer</p> | <p>8 Offen für Zwischenformen Interview mit Andri Hardmeier</p> | <p>10 Les initiés à tête d'ange von Sébastien Armure</p> | <p>13 Veranstaltungen</p> | <p>16 Studentin im Fokus: Isamal Zorrilla</p> |
| <p>6 Kunst im Kreuzfeuer der Agitation von Christian Saehrendt</p> | <p>7 Wortschatz im Wandel Interview mit Christa Dürscheid</p> | <p>8 Trends und Authentizität Interview mit Elisa Daubner</p> | <p>10 «Es handelt sich um einen Prozess radikaler Aufskalierung.» Interview mit Alfons Sentker</p> | <p>14 Ausgezeichnet: Xavier Dayer</p> | <p>17 Rückblick: Playtime</p> |
| | <p>7 Mask Have von Bitten Stetter</p> | <p>9 «Tattoos sind heute vergänglicher als früher.» Interview mit Alvin Reber</p> | <p>11 Das Ende der Trends Stellungnahme von Karin Frick</p> | <p>15 Zu Gast: Florian Werner</p> | <p>19 Ein Studiengang stellt sich vor: MAS Popular Music</p> |
| | | | | <p>16 Absolventin im Fokus: Rebecca Gisler</p> | <p>20 Schaufenster – Arbeiten aus der HKB</p> |

GEHT DURCH EIN FRIS

**SOLLTEN ZENTREBEN MÖGLICH
WERDEN: WELCHEB MRD
DAS BELLEBTE JAHRZEHT**



Editorial

Das Ausstiegsszenario gestaltet sich schwierig. Wir befinden uns nahe dem gefühlten Ende der Pandemie – auf politischer Ebene nehmen die Spannungen zu. Das Leben kommt sukzessive zurück und die Debatten um die geeignete Bewältigung der Krise haben jetzt auch das Bundeshaus erreicht. Wer geht politisch als Gewinner*in aus der Krise? Wie prägt die gesellschaftliche Krise die Politik der nächsten Jahre?

Wir haben uns für diese HKB Zeitung einer Thematik gestellt, die loser mit der allgegenwärtigen Krise und deren hoffentlich baldigem Ende verbunden ist. Wir haben den Trendbarometer gesucht und stellen mit Erstaunen fest, dass der Zeiger sich schon lange nicht mehr bewegt hat. Was ist eigentlich aus den Trends geworden? Wo sind die Trendpäpstin und -päpste hin, die uns noch vor zehn Jahren ziemlich genau voraussagen konnten, wohin die Reise geht? Wie orientieren wir uns in die Zukunft, wenn keine Trends mehr sichtbar sind? Ist uns etwa die Zukunft abhanden gekommen? Hat der Stillstand, den wir erlebt haben, deutlich identifizierbaren gesellschaftlichen Entwicklungen den Garaus gemacht?

Da wir die Antworten selber nicht kennen, lassen wir Akteur*innen und Expert*innen der Kunst, des Internets, der Wissenschaft, der Sprache, der Kultur, der Mode, der Tattoos, der Zukunft und natürlich der Trends zu Wort kommen. Was fällt – in order of appearance – Dorothea Baur, Jürg Halter, Christian Saehrendt, Roland Fischer, Christa Dürscheid, Bitten Stetter, Andri Hardmeier, Tobias Rothfahl, Elisa Daubner, Alvin Reber, Sebastien Armur, Alfons Sentker und Karin Frick ein, wenn sie über gesellschaftliche, persönliche Trends und Stopps in diesen Corona-Zeiten nachdenken?

Draussen steht der Frühling und das Ende der Pandemie vor der Türe. Wir wünschen ihnen, liebe Leser*innen, ganz trendresistent und individuell, viel Spass und gute Erbauung mit der HKB-Zeitung. Was die HKB ansonsten so treibt, erfahren Sie im zweiten Bund.

Mit besten Grüssen
Christian Pauli, Leiter Redaktion HKB Zeitung

«Die Gesellschaft ist digital so stark verbunden wie noch nie. Und trotzdem driftet sie sozial auseinander.»

Jürg Halter ist Schriftsteller, Performer, Alumnus und Beirat der HKB und hat jüngst den Gedichtband *Gemeinsame Sprache* vorgelegt. Dorothea Baur ist selbstständige Ethikberaterin mit internationaler und interdisziplinärer Erfahrung im Bereich Verantwortung und Nachhaltigkeit. Die HKB Zeitung traf Dorothea Baur und Jürg Halter zur gesellschaftlichen Debatte über Trends, Werte und Argumente, Nachhaltigkeit und Greenwashing, Sagbares und Unsagbares.

Der Arbeitstitel für dieses Treffen lautet in etwa: «Der Dissident und die Ethikerin – ein Gespräch über Trends». Dissident und Ethikerin sind Begriffe, die im Zusammenhang mit euch ja verwendet werden.

JÜRIG HALTER (lacht) Sitze ich jetzt auf der Anklagebank und darf mich ein letztes Mal vor der Hinrichtung äussern? Kann ich mit dem Begriff Dissident etwas anfangen? Ja und nein. Ich habe Wertvorstellungen und für die stehe ich ein. Und ich habe bekanntlich ein Problem mit der Doppelmoral. Wenn man grundsätzlich für etwas einsteht, kann man nicht im einen Fall dafür einstehen und im anderen Fall nicht. Ich kenne meine eigenen Werte. Und die vertrete ich nicht nur, wenn alle einverstanden sind, sondern auch, wenn's Gegenwehr gibt. Und so wird man dann als Dissident beschrieben. Damit kann ich gut leben.

Der Dissident gar nicht so weit weg von der Ethikerin?

DOROTHEA BAUR Das war auch mein spontaner Gedanke. Ich fühle mich ja fast ein bisschen beleidigt, dass ich nicht als Dissidentin bezeichnet werde. Dissidenz ist nicht das Gegenteil von Ethik. Dissidenz und Ethik befruchten sich gegenseitig. Ethik bewegt sich zwischen Dissens und Konsens. Als Ethikerin muss ich bereit sein, mich unbeliebt zu machen. Weil ich meine eigenen Werte, genauso wie Jürg, nicht verkaufen darf. Aber Dissidenz ist kein Selbstzweck. In meiner beruflichen Tätigkeit als Ethikberaterin bin ich aber nicht auf der Mission, meine Werte zu verkünden, sondern meine Berufsethik ist, dass meine Kunden ihre eigenen Werte bewusst suchen und sich auch ihrer Widersprüche bewusst werden.

«Dissidenz ist nicht das Gegenteil von Ethik. Ethik bewegt sich zwischen Dissens und Konsens.»

JH Wer beim Einstehen für seine Werte in einen Monolog verfällt, wird selbstgerecht. Man sollte seine eigenen Werte auch immer wieder kritisch hinterfragen. Es gibt viele Themen, bei denen ich so dazugelernt habe.

Dissident klingt auch ein bisschen stur, quasi selbstgefällig, gefangen in einer Antihaltung.

JH Darum würde ich diesen Begriff auch nicht für mich selber verwenden. Dissident ist eine Zuspitzung – die passt in gewissen Momenten und Diskussionen. Aus Prinzip eine Antihaltung einzunehmen, ist aber infantil und antiintellektuell.

Dorothea, könntest du deine Feststellung, dass sich Ethik zwischen Konsens und Dissens bewegt, noch etwas genauer erläutern?

DB In einem Diskurs gibt es Konsens und Dissens. Weder das eine noch das andere ist ein Ziel an sich, sondern es geht darum, zu beleuchten und zu behaupten. Ethik sichtet die Werte in einer Gesellschaft und fragt, welche

Werthaltungen zu einem Thema eingenommen und vor allem wie sie begründet werden. Einstellungen verändern sich dauernd. Das passiert auch mir. Ethik ist wie eine Taschenlampe, die das Licht auf neue Aspekte richten kann. Deshalb ist Ethik ein Diskurs. Die Kraft des besseren Argumentes finden.

JH Voraussetzung ist, dass es um sachliche Argumente geht und darum, mit diesen zu überzeugen. Genau dort beginnen die Probleme: Manchmal werden Argumente nicht akzeptiert, indem man zum Beispiel auf seine Identität zurückgeworfen wird. Das geht etwa so: Als weisser Mann darfst du so nicht sprechen. Sagte das Gleiche eine Frau, jemand aus einer anderen Kultur, würde das Argument aber zugelassen. Derart werden viele Diskussionen vergiftet: Man macht aus der Identität, dem Geschlecht oder der Herkunft ein Argument. So aber ist ein sachliches Gespräch nicht möglich. Damit meine ich selbstverständlich nicht, dass die eigene Identität und Herkunft keinen Einfluss darauf hat, wie man die Sachen sieht. Aber wenn man keinen sachlichen, vernunftbasierten Konsens findet, wie man miteinander sprechen kann, kommt es zu keinen konstruktiven Gesprächen.

DB Wir unterscheiden zwischen: Argumentierst du ad rem oder ad personam? Also zur Sache oder zur Person? Was Jürg beschreibt, ist ad personam: Wenn er als weisser CIS-Mann ein Wort sagt, wird ihm eine ganz andere Konnotation unterstellt als einer Frau aus einem anderen kulturellen Kontext. Diese Haltung fragmentiert. Argumente verbinden, derweil die Person für sich alleine steht. Ethik ist die Fähigkeit zum mentalen Rollentausch. Ohne die Fähigkeit, mir vorstellen zu können, was ich beim Gegenüber auslöse, wenn ich das und das tue, besteht keine Gemeinschaft mehr.

JH Jemanden zu verstehen versuchen heisst ja nicht, ihr oder ihm recht zu geben. Jemanden zu verstehen versucht eine nicht selbstgerechte, nüchterne Empathie voraus. Und Empathie meint eben nicht zustimmen, sondern dass man sich in jemand anderen hineinversetzen kann, um besser zu verstehen, wie er zu seiner Sichtweise kam.

Du hast den Titel gesetzt: *Gemeinsame Sprache*. Ist die gemeinsame Sprache als gesellschaftsfähiger Kitt kaputtgegangen?

JH Die Digitalisierung hat die Gesellschaft immer mehr zersplittert. Online findet man viel schneller Gleichdenkende, man macht es sich schneller bequem. Digital kann man immer ein perfekt auf sich selbst zugeschnittenes Angebot finden. Je tiefer man in eine spezifische Bubble reingeht, desto intoleranter wird man auch gegen alles, was ausserhalb passiert, und desto empörter reagiert man, wenn man dann mit jemandem zu tun hat, der oder die vielleicht nur zu 95 Prozent der gleichen Meinung ist. Dieses Freund*in-Feind*in-Denken ist gefährlich. In der Offline-Welt kannst du dir die Leute nicht immer aussuchen, musst lernen, dich mit ihnen zu arrangieren.

Von dir, Dorothea, habe ich den Satz gelesen: «Es ist eine moralische Pflicht, sich zu beteiligen.»

DB Die Corona-Krise hat – allem Digitalisierungsboom, Homeoffice und Online-



Dorothea Baur

Shopping zum Trotz – eine national oder sogar lokal fokussierende Wirkung. Wir stecken alle in derselben Gemeinschaft, in der wir uns auf Regeln einigen müssen, die einen direkten Impact haben auf unser Leben, unseren Alltag. Es nützt mir nichts, wenn ich mich mit anderen Leuten, die gleich über Corona-Massnahmen denken, aber online über die Welt verstreut sind, zusammentreue, denn das Corona-Problem müssen wir lokal diskutieren. Lange hatten wir kein derart akutes, politisch manifestiertes Problem, das uns so direkt und unmittelbar betraf. Es wird uns deutlich gemacht, wie wichtig es ist, die richtigen Leute in die Politik zu wählen, denn das sind die, die in solchen Krisen konkret über unser Leben oder unsere Lebensumstände entscheiden. Also sage ich: Engagiert euch!

Die Krise – die passt ganz gut zu uns.

JH Wir sind uns bewusster geworden: Dem eigenen Körper und den Räumen, in denen er sich bewegt, sind Grenzen gesetzt. Andererseits leben wir jetzt noch viel stärker im digitalen, grenzenlosen Raum. Einen der Hauptwidersprüche sehe ich darin, dass die Gesellschaft digital so stark verbunden ist wie noch nie. Und trotzdem driftet sie sozial auseinander.

Ein Zitat aus Jürgs Buch: «Wir sind krank nach uns selbst und den schönsten Orten der Welt.»

JH Gedichte entstehen im Irgendwo zwischen Bewusstsein und Unbewusstsein. Was ich mit diesem Gedicht angesprochen habe: die Sehnsucht des heutigen Menschen, sich selbst als zu optimierendes Ideal zu sehen – am besten inszeniert an den schönsten Orten der Welt. Das fast schon Perverse daran: Wir lassen uns sagen, wo diese schönsten Orte liegen. Dieser ganze Individualmassentourismus, in dem sich alle in diesem einen hippen Café, das ein Geheimtipp ist, treffen. Alle sitzen mit ihren Smartphones brav dort und konsumieren nett. Dieser weltweite, endlose Globalisierungsdesignmischmasch ist eigentlich empörend. Die Innenstädte der wichtigen Metropolen gleichen sich immer mehr. Viele dieser vorab durchgeplanten Städtereisen könnte man tatsächlich zu Hause vom Sofa aus, im digitalen Raum, unternehmen ...

... machen wir ja jetzt ...

JH ... aber unfreiwillig.

Du, Dorothea, hast dazu gesagt: «Es geht der Generation Instagram um die Kontrolle des eigenen Contents.»

DB Bei Jürgs Zeilen dachte ich an die Instagramers, die in dieser Bucht auf den Bahamas mit Schweinen schwimmen gehen. Ich bin sicher, da sind eigentlich 1000 Leute an diesem Schweinestrand, aber sie inszenieren sich als einzelne Person. Dieses Bild will mir nicht aus dem Kopf. Wir sind von Narzissmus ergriffen, und dieser generiert viele Widersprüche: Alles geben wir preis im Lifestyle, auf Social Media, wir inszenieren und optimieren persönliche Details. Aber wenn es beim Contact Tracing darum geht, einen minimalen Teil der Privatsphäre zu teilen, zugunsten der öffentlichen Gesundheit, werden wir stutzig,

im Sinne von: «Das geht euch jetzt gar nichts an.» Diese Haltung ist extrem doppelbödig.

Es gibt für Instagram diese App, mit der man mit dem Zeigefinger gewisse Dinge einfach aus dem Foto kippen kann. Du kannst Menschen, die dir im Bild nicht passen, einfach wegwischen.

DB Jede*r ist seine*ihre eigene Fernsehstation geworden, verrückt.

Jürg, du hast den Widerspruch ja auch beschrieben: «Sie wischt zum millionsten Mal über den Bildschirm, nur diesmal verschwindet sie.» Was meinst du mit Verschwinden?

JH Je mehr man sich selbst nur noch über sein digitales Abbild definiert und inszeniert, desto mehr verschwindet man als Mensch vor dem Bildschirm. Es ist eine Art Selbstauflösung.

Dorothea, teilst du diese Beobachtung?

DB Das Auto-Kuratieren führt zu einer Entkontextualisierung des Moments und letztlich zu einer Entfremdung. Es zerstört jegliche Unberechenbarkeit des Lebens. Wir sind umso geforderter, wenn etwas nicht nach Plan geht und wir nicht mehr die totale Kontrolle über Bild und Auftreten haben.

JH Es ist gut, dass du das sagst. Es geht hier nämlich nicht mehr um Selbstverwirklichung. Verwirklichungen haben doch etwas Freies, Unberechenbares, Suchendes. Beim sich selber Kuratieren geht es eher um absolute Selbstkontrolle. Das Gegenteil von Freiheit.

Die Entfremdung ist das Generalthema in deinem Buch, in deinen Gedichten. Du schreibst zum Beispiel: «Wir werden wieder zum Nomaden, festgesetzt auf noch lebenswerten Inseln.»

JH Das habe ich eher auf den Klimawandel bezogen und in die Zukunft projiziert: Immer mehr Teile der Welt sind nicht mehr lebenswert. Der Temperaturanstieg führt in Ländern wie Saudi-Arabien dazu, dass man nur noch in voll klimatisierten, überdachten Städten oder im Untergrund leben kann – oder man zieht weiter, als Nomad*in. In diesem Gedicht habe ich das zu Ende gedacht: Wir können irgendwann nur noch auf ein paar lebenswerten Inseln existieren. Wir ziehen weiter und treffen da auf ein paar weitere Nomad*innen. Eine Dystopie.

Wachstum und Klimawandel sind sehr virulent in Jürgs Buch.

Was sagt die Ethikerin dazu?

DB Ob ich eine Lösung des Klimaproblems habe? Schön wär's. Ich bin sehr, sehr froh, dass das Bewusstsein gestiegen ist. Dass jetzt sogar Firmen wie Blackrock über Nachhaltigkeit reden, finde ich nicht einfach zynisch, sondern grundsätzlich gut. Der Klimawandel ist in der Finanzbranche, im gesellschaftlichen Mainstream und überall angekommen. Wir müssen uns bewusst sein, dass der Klimawandel nicht eine rein naturwissenschaftliche Herausforderung für Ingenieur*innen ist, in der es um CO₂-Filter geht, um Kompensationsmodelle etc., sondern dass es auch eine

Wertediskussion braucht. Der Klimawandel stellt Gerechtigkeitsfragen. Wer trägt die Kosten? Wer profitiert davon?

JH Ich habe das Gefühl, dass sich Bewusstsein und Verhalten immer mehr auseinanderdividieren. Immer eindringlicher wird vor der Gefahr des Klimawandels gewarnt. Alle grossen Firmen haben mittlerweile einen Nachhaltigkeitsbeauftragten. Das sind oberflächliche Massnahmen. Man produziert Honig auf dem Dach, lädt Klimaforscher*innen zu einer Diskussion ein. Aber wenn es dann um die harten Fakten geht? Man stelle sich vor, eine Regierung würde sagen, pro Jahr dürfe jede*r nur noch so und so viel fliegen. Und diese oder jene Produkte dürften hier nicht mehr konsumiert werden. Es ist einfach nicht vorstellbar, dass das demokratisch durchsetzbar wäre.

In der aktuellen Krise war es ironischerweise möglich, die Ökobilanz zu verbessern. Massive Einschränkungen des Flugverkehrs sind Tatsache geworden. Es war nicht der Staat, der das direkt verfügt hat. Aber der Staat hat Massnahmen verfügt, die wiederum zu Flugeinschränkungen geführt haben.

DB Es war Zwang und das Interesse am Schutz der eigenen Gesundheit, keine ökologische Einsicht.

JH Und es ist temporär mit dem Versprechen, dass es nachher wieder normal weitergeht.

Woher kommt der Trend zur Nachhaltigkeit? Was ist das für ein Phänomen?

DB Die empirische Evidenz ist überwältigend. Die Klimaforscher*innen sind in der Mitte der Gesellschaft angekommen und werden gehört mit ihren Warnungen.

Der Bericht des Club of Rome erschien bereits vor 50 Jahren.

DB Aber der Handlungsdruck war noch nicht so stark. Heute können wir sehr genau rechnen: So und so viel mehr Ausstoss an CO₂ erzeugt so viel Klimaerwärmung, infolgedessen steigt der Meeresspiegel und viele Gebiete werden unbewohnbar. Die Häufung von extremen Wetterereignissen. So wird der Klimawandel spürbar. Man sollte nicht alles nur als Talk oder unverbindliche Diskussion abtun.

Aber das Thema ist im Detail sehr komplex: Dieser Jutebeutel, den du, Jürg, mir gegeben hast, hat ja eine 10 000-mal schlechtere Ökobilanz als Plastik.

JH Der ist aus nachhaltiger Produktion ...

DB Ich bin ja nicht gegen das gut Gemeinte. Aber ein*e Ingenieur*in würde jetzt sagen: Mit diesem Beutel musst du 10 000-mal einkaufen gehen, damit er die gleiche Umweltpformance aufweist wie eine Plastiktüte.

Jürg, in deinen Gedichten zum Thema Wachstum und Nachhaltigkeit werden Widersprüche aufgezeigt.

JH Die Situation erachte ich als widersprüchlich. In der sogenannten Klimajugend sind vor allem Student*innen und Gymnasiast*innen vertreten, aber kaum Lehrlinge,

die nach wie vor auf getunte Autos stehen. Es ist eine elitäre Bewegung. Da sind sehr viele Menschen dabei, die sich das auch leisten können. Aber was ist, wenn sie auf etwas verzichten müssten, das ihnen lieb und angenehm ist?

DB Der ökologische Fussabdruck einer Fleisch essenden Sozialhilfebezüglerin ist viel, viel kleiner als jener eines irgendwie nachhaltig orientierten Millennials, der um die Welt jettet. Die Klimafrage ist auch eine Klassenfrage.

JH Ja, und sie wird oft ausgeblendet. Man kann nicht sagen: «Wir wollen eine nachhaltigere Welt», und gleichzeitig versucht man möglichst nicht zu sagen: «Wir brauchen eine gerechtere Welt.» Wir brauchen eine Welt, in der die Einkommensunterschiede kleiner werden. Wir brauchen eine Welt, in der die Börsen eingezäunt werden. Wir brauchen eine Welt, in der der Staat auch mehr dafür machen muss, dass die ökonomischen Unterschiede in der Bevölkerung kleiner werden.

«Man kann nicht sagen: «Wir wollen eine nachhaltigere Welt», und gleichzeitig versucht man möglichst nicht zu sagen: «Wir brauchen eine gerechtere Welt.»»

DB Ohne soziale Gerechtigkeit keine Nachhaltigkeit. Bequem ist, sich auf diejenigen Dimensionen der Nachhaltigkeit zu fokussieren, wo man sehr schnell sogenannte Low-hanging Fruits in die Hände kriegt – zum Beispiel, wenn eine Bank ein Bürogebäude saniert und ein paar Tonnen Heizöl spart, statt ihr Geschäftsmodell zu hinterfragen, in dem sie je nachdem viele klimaschädliche Kredite vergibt und Anlagen tätigt.

JH Es sieht nicht gut aus mit dem Klimaabkommen von Paris. Die Bilanz ist sehr traurig.

DB Ja, natürlich geht es viel zu langsam, aber es geht etwas. Das sieht man auch in der Schweiz. Wir haben ein anderes Parlament als vor eineinhalb Jahren. Es tut sich auch auf EU-Ebene etwas. Ölkonzerne sagen, sie spüren schon den negativen Effekt der sogenannten Divestment-Bewegung auf ihre Kapitalkosten. Aber auch ich registriere eklatante Widersprüche: Jeff Bezos ist als Chef von Amazon zurückgetreten und gründet jetzt eine Stiftung, die Klimaschutz fördert und 10 Milliarden US-Dollar ausschüttet. Sein Nachfolger bei Amazon ist Andi Jassy, ein Anhänger der fossilen Industrie, und der will unbedingt Cloud-Lösungen für Erdölkonzerne pushen, damit die noch schneller und effizienter Erdöl extrahieren können.

JH Ein schönes Beispiel. Wie Bill Gates, der Anteile an Firmen hält, die zuckerintensive Lebensmittel produzieren, und gleichzeitig gross bei der WHO investiert.

DB Ich selber höre immer wieder: «Du machst Unternehmen für Nachhaltigkeit fit? Die machen doch alle eh nur Greenwashing.» Das beleidigt mich und ist unfair gegenüber vielen engagierten Menschen in den Unternehmen.

Dann frage ich den Dichter: Was konkret müssten wir denn tun, um den Klimawandel zu stoppen?

DB Ich konnte das Problem des Klimawandels nicht lösen, jetzt bist du dran, Jürg. (lacht)

JH Es muss über Gesetze gehen. Auf freiwilliger Basis lösen wir das Problem nicht. Firmen müssen dazu genötigt werden, nur noch nachhaltig und weniger zu produzieren.

Dorothea, du hast viel Erfahrung mit Firmen und Diskussionen um Nachhaltigkeit. Geht es nicht ohne rigorose Gesetze, international?

DB International ist ein wichtiges Stichwort, denn es ist unsinnig, den Klimawandel national zu regeln. Man muss sich auch bewusst sein, dass eine Gesetzgebung für ein Riesenunternehmen mit einer Compliance-Abteilung einen ganz anderen Effekt hat als für ein KMU in der Schweiz. Ich war zu Gast in einer Bürstenfabrik, die spezialisierte Bürsten für die Pharmaindustrie liefert, etwa für die Reinigung von Reagenzgläsern. Dieses KMU sagt: Die Grossen, die wollen von uns alles dokumentiert haben, jedes Gramm Plastik. Die Bürstenfabrik hat 20 Angestellte. Die genaue Herkunft des Granulats zu dokumentieren, das sie verwenden, bedeutet einen grossen Aufwand. Diese Mehrkosten zahlen die Grosskund*innen nicht. Auch wir als Endkund*innen der Medikamente, die in den Reagenzgläsern entstanden sind, die mit diesen Bürsten geschrubbt wurden, möchten nicht mehr bezahlen. Man muss bei den Gesetzen genau schauen, wen sie betreffen und wie genau die Kosten verteilt werden. Wir müssen uns bewusst werden, dass es für jede*n Akteur*in entlang der Wertschöpfungskette vom Rohstoff bis zum*zur Endkonsument*in teurer wird.

Ich möchte einen etwas sprachlichen Schluss finden. Wir haben ja zu Beginn über Argumente gesprochen und darüber, wie man mit Argumenten umgeht. In deinem Buch gibt es eine rein optische Angelegenheit, nämlich: *Das niemals niemanden verletzende Abc (der Rest ist Schweigen)*. Das klingt verzweifelt.

JH Das Gedicht kann man verschieden interpretieren. Wenn wir alle nur noch schweigen würden, wäre dies das Ende des verbalen Hasses. Andererseits kann man es auch so lesen: Wenn man glaubt, nur noch sprechen zu dürfen, wenn sich niemand auch nur annähernd beleidigt und verletzt fühlt, verstummt man besser. Und verdrängt alles. Dieses Gedicht ist also auch in Bezug auf Political Correctness und Cancel Culture zu lesen. Ich halte es zum Beispiel für fragwürdig, wenn ein Mensch für eine ganze Gruppe von Menschen zu sprechen vorgibt, obwohl er oder sie eigentlich für sich spricht und die Gruppe, für die er oder sie zu sprechen behauptet, aus unterschiedlich denkenden Individuen besteht.

Werden wir zum Schweigen gebracht, weil wir nicht mehr wissen, wie wir korrekt reden sollen?

DB Es ist zumindest ein Minenfeld. Wie wir zu Beginn festgestellt haben, werden Wörter je nach Identität ganz unterschiedlich interpretiert. Es wird nicht mehr der Mensch gefragt, was er*sie sagt, was er*sie damit meint.

Sondern es wird von aussen zugeschrieben, was er*sie damit gemeint haben muss. Das fühlt sich schon sehr beengend an. Meine Forderung: Gebt mir das Recht auf Unberechenbarkeit, auf die Abweichung von der Norm, die ich scheinbar verkörpere, und hört mir wirklich zu, was ich sage.

JH Sprache ändert sich. Gewisse Worte, die soll man wirklich nicht mehr sagen, weil sie zum Beispiel eindeutig rassistisch sind. Wenn eine Grossmutter Zigeuner sagt, dann kann man ihr aber nicht per se unterstellen, sie sei Roma-feindlich. Wenn hingegen jemand, der sich mit dem Thema befasst, als Provokation extra Zigeuner sagt, nur um zu zeigen, dass er frei reden kann, dann ist es rassistisch. Anderes Beispiel, die Frage: Woher kommst du? Da gibt es Leute, die sind sehr empfindlich auf diese Frage, während es andere als Interesse sehen. Stell dir vor, eine schwarze Frau kommt in ein Café und dann sind da drei weisse Typen an der Bar und fragen: «Woher kommst du?» Das ist aggressiv und hat einen klar rassistischen Unterton. Aber wenn du der Frau die gleiche Frage stellst, weil sie sich aus einem Gespräch ergibt, dann ist es was anderes.

DB Jetzt argumentieren wir gerade sehr widersprüchlich. Ich glaube auch, dass die Grossmutter, die Zigeuner sagt, das nicht rassistisch gemeint haben kann. Vorher aber hatte ich gesagt: Schaut mich nicht an, sondern hört mir zu. Urteilt nicht aufgrund der Tatsache, dass ich eine Grossmutter bin, sondern hört mir zu, was ich mit dem Begriff Zigeuner meine.

JH Auch eine Grossmutter kann absolut rassistisch sein.

DB Die Frage «Woher kommst du?» hat im einen Kontext eine aggressive Komponente, im anderen Kontext signalisiert sie ein ehrliches Interesse. Aber das heisst ja, dass wir eben doch nicht das Argument und nicht den Inhalt der Sprache anschauen, sondern die Identität der Sprechenden. Es ist ein bisschen schwierig.

JH Ich bin dagegen, dass man jemandem abspricht, sich zu einem Thema zu äussern, nur weil er zum Beispiel ein weisser Mann ist. Das ist gegen die Wissenschaft. Gegen die Vernunft. Mehr Gleichberechtigung erreicht man nicht, indem man Zuteilungen macht, wer worüber sprechen darf. In diesem Kontext zum Beispiel ein Blick auf das Inaugurationsgedicht bei der Vereidigung von Joe Biden: Alle fanden das so wunderbar. Haben sie es genau gelesen? Nüchtern gesehen war es einfach ein ganz bewusst in einer politischen Inszenierung von Macht eingesetztes Element. Das Gedicht von Amanda Gorman ist formal sehr konventionell. Inhaltlich ist es höchst problematisch. Gorman sagte, «wir» seien geheilt und das Böse sei vorbei. Sie hat Millionen von Amerikaner*innen, die Trump gewählt haben, wie ausgeschaltet. Gorman betreibt so das Gegenteil von dem, was im Gedicht auch behauptet wird, dass es nämlich um Versöhnung und Heilung gehe. Eine verpasste poetische Chance.

DB Man hat die Identität der Poetin beurteilt, nicht den Inhalt.

Die in Anführungen gesetzten Zitate und das Abc-Gedicht stammen aus dem Gedichtband *Gemeinsame Sprache* (Dörlemann Verlag, © 2021)



Jürg Hefter

Das niemals niemanden verletzende Abc (der Rest ist Schweigen)

*	*	*	*	*	*
*	*	*	*	*	*
*	*	*	*	*	*
*	*	*	*	*	*

Kunst im Kreuzfeuer politischer Agitation:

In Zeiten komplexer Krisen und unübersichtlicher Transformationen fällt es schwer, eindeutige Zusammenhänge und Machtfaktoren zu benennen. Stattdessen müssen dafür Sündenböcke, Verschwörungstheorien und Projektionen herhalten. Auch Kunst und Künstler*innen werden zu Blitzableitern des Volkszorns.

In Krisenzeiten war dieser Trend immer wieder zu beobachten. Ein Trend der 1920er Jahre erlebt ein Comeback.

Bereits seit über 100 Jahren gibt die moderne Kunst mit ihren schwer zu verifizierenden Qualitätsstandards dem breiten Publikum Rätsel auf, doch in den 1920er- und 1930er-Jahren wurden die Ressentiments gegen Kunst besonders giftig und bedrohlich. Nicht nur das Spekulative des Kunstmarktes, der zum Symbol eines irrealen und heiss laufenden Kapitalismus schlechthin wurde, stand im Mittelpunkt der Kulturkritik jener Zeit, sondern auch die Isolation der Künstler*innen vom «Volk». Während die Kommunist*innen den Künstler*innen vorwarfen, sich vom Proletariat abzuwenden, konnte man in rechten Publikationen wie dem 1927 in Deutschland erschienenen *Stahlhelm-Jahrbuch* lesen: «Die vereinzelt lebenden und psychologisch zerrissenen» Künstler*innen seien «abseits von der grossen Gemeinschaft des Volkes, bestenfalls umstehen sie einige mitempfindende Freunde und ... Kunstspekulanten!» Kritik am zeitgenössischen Kunstgeschehen kam damals von den Extremen des politischen Spektrums, gelegentlich aus der bildungsbürgerlich-konservativen Mitte, in besonders aggressiver und diffamierender Weise aber von rechts.

Linke moniert Wirklichkeitsflucht

Doch schauen wir zunächst nach links. Wie standen z. B. die deutschen Kommunist*innen zur modernen Kunst? Die Feuilletonchefin der Parteizeitung *Die Rote Fahne*, Gertrud Alexander, die in jungen Jahren in Eisenach und Berlin Kunst studiert hatte und in den 1920er-Jahren als die bedeutendste Kunst- und Kulturkritikerin der KPD galt, betrachtete Expressionismus, Kubismus, Futurismus, Dadaismus als «kulturelle Verfallserscheinung» und Ausdruck «bürgerlicher Wirklichkeitsflucht». Die KPD setzte stattdessen im Lauf der 1920er-Jahre darauf, eine eigenständige Kulturbewegung mit den Sparten Film, Theater, Bildende Kunst und Medien aufzubauen, die vom bürgerlichen Kunstbetrieb vollkommen separiert werden sollte. Ins gleiche Horn stiessen 1931 kommunistische Künstler*innen mit ihrem Manifest: «Kunst ist eine Waffe der Künstler und Kämpfer im Befreiungskampf des Volkes gegen ein bankrott System.» Zu diesem bankrotten System zählten sie auch den modernen Kunstmarkt. Bertolt Brecht forderte ebenfalls eine politisch engagierte Kunst. Für Kunstsammler*innen hatte er nicht viel übrig: «Denn Geld für Bilder haben in unseren Zeiten nur Wölfe.»

Wie sah es aus in der Mitte der Gesellschaft? Aus unpolitisch-romantischer, konservativer oder reaktionärer Perspektive heraus wurde der Kunstmarkt an sich als verdammenswert angesehen, durch den Handel mit Kunst werde diese entweiht, hiess es in zahlreichen Schriften. Neben der bis heute verbreiteten (und durchaus häufig zutreffenden) Ansicht, wichtige Kunstströmungen und Künstler*innen seien planmässig aufgebaut und vermarktet worden, gibt es einen weiteren Topos, der seit den 1920er-Jahren Wirkung zeigt: die Vorstellung, moderne Kunst sei an sich wertlos, ihr Erfolg sei gänzlich auf einem spekulativen Schwindel aufgebaut.

Stimmungsmache gegen Kunst

Konservative und rechtsextremistische Autor*innen vermischten Stilkritik mit ideologischen Wertungen, sie verbanden Kunstkritik mit kulturpessimistischen Konstrukten, in denen die Feindbilder des Antisemitismus, eines amerikafeindlichen Antikapitalismus und eines russophoben Antikommunismus verknüpft waren. Sie behaupteten beispielsweise, marktschreierische und hochstaplerische Techniken und Tricks würden in den Werken der Gegenwartskunst dominieren, hier werde ein «Kulturverfall» sichtbar. Zum Dreh- und Angelpunkt rechtsextremer Kulturkritik wurde aber ein pseudowissenschaftlich begründeter Rassenantisemitismus, der den modernen Kunstbetrieb als Projektionsfläche benutzte. Zum Wortführer der rechtsextremen Kampagne gegen moderne Kunst schwang sich der deutsche Architekt, Kunsttheoretiker und Künstler Paul Schultze-Naumburg auf, der im Kaiserreich noch zur anerkannten Kulturprominenz gehörte.

Nun reiste er durch das Land und hielt hetzerische Vorträge über Gegenwartskunst, und wer dabei Widerspruch riskierte, wurde von Schultze-Naumburgs Begleitern zusammengeschlagen – SA-Männern in zivil. Erfolge erzielten die Rechtsextremisten auch im Kampf gegen Museumsdirektoren, die für die Gegenwartskunst einstanden und eine entsprechende Ankauf- und Ausstellungspolitik betrieben. Opfer der Rechtsextremisten wurde kurioserweise auch Hildebrand Gurlitt, dessen Direktorenstelle im Zwickauer König-Albert-Museum 1930 auf politischen Druck hin nicht verlängert wurde. Später sollte er auf andere Weise Karriere machen: als einer von Hitlers führenden Kunstagenten.

Antisemitisch grundierte Kulturkritik

Die Kritik aus dem rechten politischen Spektrum kam häufig auch als Antikorruptions-Attitüde daher, als scheinbar aufklärerisch in Bezug auf verdeckte Netzwerke und Insidergeschäfte. Verbindendes Muster dieser «Entlarvungen» war die Denkfigur einer «jüdischen Verschwörung»: Jüdische Künstler*innen, Kunsthändler*innen und Expert*innen würden sich auf Kosten der nichtjüdischen Mehrheit bereichern. Hier zeigte sich bereits die enge Verbindung zwischen Populismus und Konspirationismus, die bis heute wirksam ist – jener kurze Weg von populistischer Elitenkritik zu Verschwörungstheorien. Im Mittelpunkt dieser Theorien steht eine fantasierte Verbindung der Landes- oder Kulturreiten mit äusseren Mächten zum Nachteil der einheimischen Bevölkerung. In den Kulturkämpfen der 1920er-Jahre behaupteten die Rechtsextremist*innen unentwegt, Museumsdirektor*innen und Kulturpolitiker*innen würden ausländischen, vor allem jüdischen Künstler*innen und Kunsthändler*innen zuarbeiten, die einheimischen Künstler*innen ignorieren und die Steuerzahler*innen ausbeuten. Die Ressentiments der Rechten gegenüber der modernen Kunst waren von Grund auf antisemitisch geprägt. Ohne die antisemitische Grundierung der Kulturkritik wäre die Stimmungsmache gegen die moderne Kunst kaum so erfolgreich gewesen. Der Antisemitismus war fatalerweise eine mächtige Grundströmung in den politischen Diskursen jener Zeit; ohne ihn wäre die rechte Hetze gegen moderne Kunst ein Randphänomen geblieben.

Blick auf die Gegenwart

Viele Petitionen, offene Briefe und Diskussionsveranstaltungen der vergangenen Jahre, wie etwa die von der kulturpolitischen Sprecherin der deutschen Grünen-Bundestagsfraktion, Claudia Roth, lancierte *Brüsseler Erklärung für die Freiheit der Kunst*, erwecken den Eindruck, die Gegenwartskunst sei wieder massiven politischen Angriffen ausgesetzt. Stehen wir heute an einer Trendwende, droht neue Aggressivität gegen die zeitgenössische Kunst? Ein wesentlicher Unterschied der heutigen Debatten zu den Kulturkämpfen der Weimarer Republik und in anderen europäischen Ländern jener Zeit liegt in der ungeheuren Brutalisierung der damaligen Gesellschaft infolge des Ersten Weltkriegs, wie der Düsseldorfer Historiker Gerd Krumeich feststellte: «Aus der Niederlage ergab sich ein Extremnationalismus. Die unverstandene Niederlage liess die Deutschen in eine Scheinwelt von Mythen und Verschwörungstheorien flüchten, nicht wenige litten unter den Symptomen einer Verbitterungsstörung, die sich auch auf zivile, alltägliche und kulturelle gesellschaftliche Bereiche bezog.» Auch in Italien, Frankreich und vielen Ländern Osteuropas tobten diese Kulturkämpfe. Auch dort gab es viele echte und gefühlte Kriegsverlierer*innen. Selbst ehemals kultiviert-bildungsbürgerliche Themen wie bildende Kunst oder Theater wurden nun unversöhnlich, hasserfüllt und militant diskutiert. Nicht nur der Vergleich zu den 1920er- und 1930er-Jahren relativiert den heutigen Alarmismus in der Kunstszene, er hält auch einer Realitätsprüfung der gegenwärtigen politischen Kräfteverhältnisse nicht stand – zumindest nicht im deutschsprachigen Raum. Linksextreme und rechtsextreme Bewegungen sind hier zahlenmässig weit schwächer als in den 1920er-Jahren, die Militanz tobt sich vor allem verbal im Internet aus. Richtig ist zwar, dass das Verhältnis von rechtspopulistischen Parteien wie SVP, FPÖ oder AfD zur Gegenwartskunst als angespannt bezeichnet werden kann. Doch in ihrer Agenda spielt Kunst höchstens eine Nebenrolle, sie ist kein vordringliches Reizthema. So steht etwa im Grundsatzprogramm der AfD rein gar nichts über bildende Kunst, nur allgemein etwas zu Leitkultur und parteipolitischer Einflussnahme auf die Kultur und Kunst, die es zu beseitigen gelte. Dagegen ist die Kunst in Russland, in der Türkei und in etlichen arabischen und asiatischen Ländern massiv staatlicher Repression, militanten Nationalist*innen oder religiösen Fanatiker*innen ausgesetzt. In gewisser Weise gehen dort die hasserfüllten Kulturkämpfe der 1920er- und 1930er-Jahre ungebremst weiter.

• Christian Saehrendt ist Kunsthistoriker und Publizist und schreibt regelmässig für die HKB-Zeitung. Dieser Text basiert auf dem Vortrag *Angriffe auf die Kunst. Im Namen des Volkes?*, der am 3. Oktober 2018 an der HKB gehalten wurde, sowie auf seinem Buch *Kunst im Kreuzfeuer. Documenta, Weimarer Republik, Pariser Salons: Moderne Kunst im Visier von Extremisten und Populisten*, Stuttgart 2020.

Heiss laufende Faktenmaschine

Nein, nicht Corona, hier geht es um einen viel grundsätzlicheren Trend. Nennen wir es eine grosse gesellschaftliche Feigheit. Es geht um die wunderbare Konjunktur der Expertise – also Fachwissen, Studien, quantifizierbare Beurteilungen komplexer Sachverhalte. Und um ihre Produzent*innen: die Expert*innen. Sowie die Produktionsbedingungen, gesellschaftlicher wie ökonomischer Art.

Fangen wir doch mal mit ein wenig Etymologie an. Wo kommt er eigentlich her, der Experte? Ursprünglich meinte man damit einfach einen kundigen Menschen: «expert (n.), early 15c., «person wise through experience» [...]. The word reappeared 1825 in the legal sense, «person who, by virtue of special acquired knowledge or experience on a subject, presumably not within the knowledge of men generally, may testify in a court of justice to matters of opinion thereon, as distinguished from ordinary witnesses, who can in general testify only to facts.»¹ Das Spannende dabei: Der Worterkunft nach ging es da um explizit empirisches, durch Erfahrung erlangtes (und insofern notorisch unzuverlässiges) Wissen. Und um «matters of opinion». Meinungen also. Ob das Gericht solcher Expertise einfach in jedem Fall folgte, damals? Wohl kaum, es scheint sich einfach um Hilfswissen gehandelt zu haben, um einen Puzzlestein unter vielen in der Urteilsfindung. Welcher Richter hätte heute noch den Mut, gegen ein Expertengutachten zu entscheiden? Da hat sich offenbar etwas verschoben im Charakter der Expertise.

•••

Um es mal als grosse These zu formulieren: Man kann einen anhaltenden Trend beobachten weg vom subjektiven und hin zum objektiven Wissen. Und zwar für ein breites Spektrum von Entscheidungsprozessen: politisch, sozial, juristisch, ökonomisch, kulturpolitisch. Überall werden Entscheidungen standardisiert, an quantitative Parameter geknüpft, mit Gutachten unterfüttert, von Studienergebnissen abhängig gemacht. Projekte werden normierten Verfahren unterworfen, Wirkungsziele definiert, der Erfolg des Ganzen evaluiert. Und immer wird dabei implizit einer objektiven Wahrheit hofiert, die unbedingt einer subjektiven Einschätzung vorzuziehen ist.

•••

Aber was meinen wir eigentlich genau mit dieser «Objektivität»? Die beiden Wissenschaftshistoriker Lorraine Daston und Peter Galison haben 2007 eine sehr lesenswerte «Geschichte der Objektivität» vorgelegt. Das Erhellende an diesem Buch ist eben die Historizität des Begriffs des Objektiven. Und insofern auch seine Kontingenz. Objektivität an sich gibt es nicht, sie musste sich immer erst behaupten gegenüber einer Subjektivität, die irgendwie als defizitär, als ungenügend für die Betrachtung der Natur angesehen wurde. Die Geschichte von Daston und Galison verläuft sich irgendwann im 20. Jahrhundert, man könnte sagen: In der jüngeren (Natur-)Wissenschaft ist die Beziehung zu absoluten Wahrheiten ein wenig kompliziert geworden. Man kann das Narrativ aber ohne Weiteres noch weiterspinnen, über die Wissenschaftsgeschichte hinaus: Die Expert*innen als Produzent*innen und Hüter*innen des objektiven Wissens haben eine ganz eigene Karriere gemacht, fern der molekularbiologischen Labore und Teilchenbeschleunigerkathedralen. Expertise ist überall, Objektivität hat Konjunktur wie nie. Das hat weniger mit der philosophischen Durchschlagskraft des Objektiven zu tun und mehr mit einer Krise der Subjektivität. Kulturjury-Entscheidungen, juristische Verfahren, Beschaffungswettbewerbe für neue Trams: Überall versucht man, sich mit Gutachten, Rastern, Berechnungen abzusichern. Hinzustehen und mit grosser Gelassenheit zu sagen, dass ein Entscheid natürlich sehr subjektiv gefallen ist: Wer traut sich das heute noch? Man muss immer in der Lage sein, einer (wenn auch meist nur schemenhaft auftauchenden) Gesellschaft gegenüber Rechenschaft abzulegen. Das Englische ist hier wieder sehr entlarvend: «To be held accountable» – damit kommt der tiefere Grund des Trends zum Vorschein: der Siegeszug des ökonomischen Denkens und der Management-Prämisse. Oder um ein geflügeltes Wort aus dieser Sphäre zu zitieren: «What cannot be measured, cannot be managed.» Und die Fachleute des allgemeinen Messwesens sind nun einmal die Expert*innen.

Was den Hochschulen natürlich nicht ungelegen kommt, in Zeiten ökonomisch geprägter Erfolgsrechnungen: Wer mit Expert*innen aufwarten kann, die relevante Expertisen zu produzieren vermögen, hat gute Karten in der Hand, wenn jeder Steuerfranken dreimal umgedreht wird, wenn man sich immer rechtfertigen können muss, warum man dies und jenes tut, anderes aber lässt. Dabei wäre die Frage mehr denn je drängend: Welche Aufgabe haben die Expert*innen in der Gesellschaft?

Brauchen wir Expertise, die sogleich anwendbar ist? Brauchen wir eher «persons wise through experience», um schwierige Probleme wie die Migration anzugehen, oder brauchen wir gut portionierbare, objektiv konfektionierte, abendnachrichten-taugliche Studienergebnisse?

Übrigens: Aus Wissenschaftskreisen ist zurzeit immer öfter die Sorge zu hören, das öffentliche Vertrauen in Expert*innen erodiere, eine gefährliche Tendenz, der man dringend entgegenzutreten müsse – sei es mit Anti-Fake-News-Automaten oder mit Verschwörungstheoretiker-Bashing. Wenn man Studien glauben will (o.k., hier beisst sich der Hund in den Schwanz), dann lässt sich diese Sorge nirgends erhärten. Das Bedürfnis nach (und auch das Vertrauen in) Expertise war wohl noch nie so gross wie heute, das stellen Umfragen immer wieder fest. Was tut man also, wenn ein Geschäft ordentlich läuft und man trotzdem die Nachfrage ankurbeln will? Man redet den Konsument*innen ein, dass sie noch lange nicht genug von der begehrten Ware haben. Man konstruiert einen Mangel. Noch ein wenig besser funktioniert eine andere Masche: Man forciert die Obsoleszenz. Das bringt die Faktenmaschinen auf Touren. Und sie müssen laufen und laufen und laufen.

¹ Dt. Übersetzung: Das Wort tauchte 1825 in der juristischen Bedeutung wieder auf: «Person, die besondere erworbene Kenntnisse oder Erfahrungen auf einem Gebiet hat, das nicht Allgemeinwissen ist, und die deshalb vor Gericht über Meinungsfragen dazu aussagen kann, im Gegensatz zu gewöhnlichen Zeugen, die normalerweise nur über Tatsachen aussagen können.»
→ etymonline.com

INTERVIEW Bettina Wohlfender

Wortschatz im Wandel

Ein Gespräch mit der Linguistin
• Christa Dürscheid über
trendige, konservierte und
vergessene Wörter.

Guten Tag, Frau Dürscheid, Sie sind Linguistin und verfolgen unter anderem Trends in der Gegenwartssprache. Welches ist Ihr Lieblingsbeispiel für ein Wort, das plötzlich in Mode gekommen ist?

Was die Pandemiesituation betrifft, gibt es eine ganze Sammlung von Neologismen, nicht nur aus dem Englischen – «Lockdown» oder «Shutdown» –, sondern auch Wörter wie «stosslüften» oder «Virusvariantengebiet». Das *Leibniz-Institut für Deutsche Sprache* hat schon um die 1000 neue Wörter rund um die Corona-Pandemie gesammelt.¹ Unabhängig von aktuellen Entwicklungen gibt es hingegen Wörter wie «spannend», «kreativ» oder «das Narrativ», die in Mode kommen, ohne dass man weiss, warum. Man braucht sie nicht aufgrund neuer Sachverhalte. Für «spannend» gibt es Wörter wie «interessant» und «anregend». Wozu muss man dieses Wort so überstrapazieren?

A propos «stosslüften»: Die Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften setzte diesen Begriff auf Platz 3 der Wörter des Jahres 2020²...

Ich hatte in meinem Twitteraccount *Variantengrammatik*³ bereits vor ein paar Monaten über «stosslüften» geschrieben. Viele Leser*innen aus dem Ausland konnten mit diesem Wort gar nichts anfangen, weil sie das Konzept «stosslüften» nicht kannten. Erst mal muss man dieses Konzept haben, dass man öfters das Fenster öffnen müsste, um etwas gegen die Aerosole in der Luft zu tun.

Oder nach dem Mauerfall waren in Deutschland Wörter wie «Ossi», «Wessi» oder «die neuen Bundesländer» neu im Sprachgebrauch. Die wurden viel häufiger gebraucht als heute, weil es einfach wichtig war, zu benennen, wovon man spricht.

Es gibt die Datenbank *Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache*.⁴ Da kann man sich die Karriere eines Wortes über die Jahrzehnte anschauen. Ich habe das für «knorke» gemacht. Das ist ein älteres Wort, das vor 50 Jahren in Deutschland verwendet wurde, heisst so viel wie «super», «mega», «cool», «geil». Ich habe mir so eine Wortverlaufskurve anzeigen lassen und da sieht man sehr schön, wann «knorke» populär wurde und wann die Kurve wieder abgefallen ist. Für historische Entwicklungen kann man da interessante kleine Studien anstellen.

Da muss ich an den bekannten Satz von Ludwig Wittgenstein denken: «Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.» So gesehen, bedeutet Wortschatzwandel ja auch eine Verschiebung dieser Grenzen, bedeutet zugleich Erweiterung und Verlust von Wahrnehmung, von Ideen.

Hat das für Sie etwas Besorgniserregendes?

Wenn die Wörter nicht mehr im Gebrauch sind, heisst das ja noch nicht, dass wir sie nicht mehr kennen. Der passive Wortschatz ist bei Muttersprachler*innen viel grösser als der aktive. Andere Wörter wiederum sind noch im Gebrauch, aber haben eine Bedeutungsveränderung erfahren, beispielsweise «Frau» meinte im Mittelhochdeutschen eine Adelige («frouwe»). Unsere Sprache ist so dynamisch. Für mich als Linguistin ist es interessant, zu sehen, wie sich der Sprachgebrauch verändert, wie er sich auch anpasst, wie wir immer wieder neue Ausdrucksweisen finden.

Ein Plädoyer für die Lebendigkeit!

Ja, das kann man so sagen. Manches wird ja auch konserviert in der Sprache. Zum Beispiel wenn man beim Telefonieren sagt: «Ich lege auf.» Die Wenigsten haben noch einen Telefonapparat, wo man den Hörer auflegt. Oder man sagt «das Licht löschen», aber es ist keine Kerze mehr da, die man ausbläst.

Wie erforschen Sie Wortschatzwandel und Veränderungen in der Gegenwartssprache?

Man kann Korpora durchsuchen, etwa Zeitungsdatenbanken, muss aber unterscheiden, ob man induktiv oder deduktiv vorgeht. Deduktiv würde heissen, man vermutet, dass bestimmte Wörter populär geworden sind, und durchsucht dann das Korpus danach. Wenn die Datenbank aus Texten zusammengestellt ist, die im Zeitraum von zehn oder zwanzig Jahren veröffentlicht wurden, kann man so vielleicht eine Entwicklung feststellen. – Aber wie findet man Wörter, auf die man noch gar nicht aufmerksam wurde? Das ist schwieriger. Man könnte bei der Suche sagen: Zeige mir alle Adjektive, die im Kontext eines Substantivs vorkommen, zum Beispiel mit dem Wort «Covid-19». So wird man feststellen, dass es bestimmte Adjektive gibt, die in einem bestimmten Kontext immer verwendet werden. Neben Zeitungskorpora könnte man auch untersuchen, welche Wörter auf Twitter besonders häufig verwendet werden und welche Hashtags im Gebrauch sind. Hashtags spiegeln ja auch gesellschaftliche Entwicklungen – «me too» zum Beispiel ist schon zu einem neuen Wort geworden.⁵

Beobachten Sie auch Trendverschiebungen, weil Wörter zu trendig werden, mit der Zeit «verbraucht» sind?

Das hat man zum Beispiel in der Jugendsprachforschung untersucht. Wenn Wörter, die zur Jugendsprache gehören, immer häufiger von Erwachsenen oder in der Werbung verwendet werden, zum Beispiel «geil» oder «mega», kann das dazu führen, dass Jugendliche dieses Wort nicht mehr als ihr eigenes ansehen und deshalb nach anderen Möglichkeiten suchen, sich auszudrücken, um ihre Gruppenidentität zu stärken.

Auf Twitter schreiben Sie auch über Plastikwörter. Was ist das für ein schöner Fachausdruck?

Ein Kollege aus Deutschland, Uwe Pörksen, hat vor Jahren eine Arbeit zu verschiedenen Wortkategorien geschrieben. Plastikwörter sind Wörter, die zeitlos sind. Man könnte sagen, sie sind in bestimmten Kontexten schon lange im Trend: «System», «Kommunikation», «Aktion». Es sind Worthülsen, die besonders häufig verwendet werden, gerade auch in administrativen Kontexten oder im Firmenjargon. Pörksen bezeichnet diese Wörter als Plastikwörter, weil sie fast bedeutungslos geworden sind. Man kann sie als Ausdrücke einsetzen, um einem Text einen intellektuellen Touch zu geben.

Hat Ihr aktuelles Forschungsprojekt rund um Trauer im Internet mit einem Trendphänomen zu tun?

Es gibt an der Uni Zürich den neuen Forschungsschwerpunkt *Digital Religion(s)*. In diesem Rahmen leite ich das Teilprojekt *Online-Trauern*. Das hat jetzt besondere Aktualität bekommen, was wir aber gar nicht wussten, als wir dieses Projekt beantragt haben. Es gab damals schon virtuelle Friedhöfe oder Gedenkstätten im Internet und jetzt, bedingt durch die Pandemie, gibt es noch ganz neue Formen des Online-Trauens, weil Begräbnisse vor Ort nur mit wenigen Personen möglich sind. Online zu kondolieren oder zu einem virtuellen Grab zu gehen, bekommt nun, wo man nicht mehr reisen kann, eine neue Popularität. Für mich als Linguistin ist das interessant, denn auch bei diesen Trauerangeboten spielt die Sprache – neben Bildern und Musik – eine wichtige Rolle.

¹ → owid.de/docs/neo/listen/corona.jsp

² → zhaw.ch/de/linguistik/wort-des-jahres-schweiz

³ → twitter.com/VariantenGra; laufend mit neuen, interessanten Hinweisen zur Variation in der Gegenwartssprache.

⁴ → dwds.de

⁵ Mehr zum Thema Internetkommunikation: Christa Dürscheid, Karina Frick: *Schreiben digital. Wie das Internet unsere Alltagskommunikation verändert*. Kröner Verlag, Stuttgart 2016.

• Prof. Dr. Christa Dürscheid leitet den Lehrstuhl für Deutsche Sprache an der Universität Zürich. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Internetkommunikation und Variationslinguistik.

TEXT • Bitten Stetter

Mask Have

Die Maske als zukunftsweisendes (gesundheits-)modisches Massenphänomen

«Ein neuartiges Coronavirus breitet sich in China aus – und springt von Mensch zu Mensch» lautete die Headline der *NZZ* im Januar 2020. Bebildert war der Artikel mit einer Frau mit Steppmantel und Leopardschul. Ihre Hände schützte sie mit Handschuhen, ihre Haare mit einer Basecap, ihr Gesicht verbarg sie mit einer medizinischen Mund-Nasen-Maske. Kurz darauf schwappte die Masken-Welle nach Europa und breitete sich samt Virus pandemisch aus. Laien und Designer*innen reagierten und entwarfen Masken in vielfältigen Formaten, ohne dass zu diesem Zeitpunkt der physische Nutzen medizinisch bewiesen war. Grund dafür war die medialisierte Maskenknappheit, doch die modische Aneignung schien individuell wie gesellschaftlich weitere Funktionen zu haben.

Die ungreifbare Pandemie wurde Material und der unsichtbare Virus bekam ein modisches Gesicht. Dinge können für Menschen lebensnotwendig sein, denn sie bieten neben physischem auch psychischen und sozialen Schutz, indem sie uns in sich wandelnden Lebensumständen begleiten. Sie ermöglichen, Angst zu kompensieren, spenden Sicherheit und helfen uns, unsere Identitäten neu zu justieren. Sie können, wie die Mund-Nasen-Maske explizit zeigt, potenziell Aerosole aufhalten, versprechen, das Risiko der Eigeninfektion zu reduzieren, und kommunizieren als «community mask», dass wir uns auch um unsere Mitmenschen sorgen. Mode hat damit vielfältige Eigenschaften, sie schützt, verspricht und spricht zu uns. Namhafte Lifestyle-Brands reagierten, kooperierten mit Virologen, produzierten antivirale Twinsets aus Maske und Mütze und innovierten den Markt mit futuristischen *Corona-Killer-Masks*. Heute, ein Jahr später, können wir sagen, dass die Maske wie eine Sporthose zu jeder Kollektion dazugehört, nicht weil sie als medizinische Gesichtsuniform verpflichtend ist, nicht weil sie symbolisch für ein pandemisches Ereignis steht, sondern weil sie als modisches Wahr- und Warnzeichen für Gesundheit, Krankheit und Tod steht. So wird das Gesundheitsaccessoire zum «Must Have», das sich hybridisieren und in seiner Funktion vom Gesicht- zum Körperkleid weiter ausdehnen und mutieren wird. Und damit sind wir voll im Thema: Mode macht Körper, Körper machen Mode und Mode macht Gesundheitspolitik. Sie materialisiert auf hautsinnliche Weise sozioökonomischen und soziokulturellen Wandel – kurz Trends.

Epidemien und Pandemien sind zeitliche und örtliche Häufungen eines Erregers innerhalb menschlicher Populationen, die wir als Infektionskrankheiten fassen können. Die Art und Weise, wie sie sich verbreiten, ist virologisch, aber auch soziologisch von Bedeutung, wie Malcom Gladwell mit seiner *Tipping-Point*-Theorie zeigt: Die Ausbreitung eines Virus illustriert, wie kleine, unscheinbare Nischenphänomene (Mikrotrends) in der Lage sind, gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Veränderung herbeizuführen. Gesundheitslatschen von Birkenstock können von Mensch zu Mensch springen und sich epidemisch verbreiten, wenn die Botschaft des Phänomens («Lebe gesund und sei öko») auf einen fruchtbaren Nährboden trifft. Megatrends wie Gesundheit und Nachhaltigkeit sind das Fundament, auf dem verschiedene Modetrends gedeihen – und das nicht erst seit Covid-19. Gesundheit, Synonym für ein gutes Leben, hat sich tief in unser Selbstverständnis und unsere Kultur gepflanzt und nährt seit geraumer Zeit sämtliche Bereiche des Lebens. Die Pandemie stört die Wertvorstellungen gesundheitsbewusster Menschen, die sich in gesundheitsfördernden Lebenswelten bewegen und die Expansion von Lebenszeit als neues Normal einfordern. Sie wirkt, so ist anzunehmen, wie ein Dünger auf dem Feld der Gesundheit, und dieses wird zukünftig wichtiger denn je. *Health- und Moodtracker, Sportivity, Detoxing, Mind-Sport, Yoga, Well-Being, Spiritual Self*, all das ist Ausdruck des Trends *Healthy Living*, der unter dem Begriff *Holistic Health* über die letzten Jahre seine Wirkung entfaltet. Im Zentrum steht der ganzheitliche Anspruch, «ausgebrannte» Körper und Seelen, «erschöpfte» Umwelten und «ausgelaugte» Ökonomien möglichst lange am Leben zu halten – sie zu reanimieren und zu rehabilitieren. Die Mode, die durch unfaire und gesundheits-schädigende Billigtexilproduktion in der Kritik steht, scheint besonders betroffen. So ist zu beobachten, dass ihr durch Gesundheits- und Nachhaltigkeitsappelle langsam der Atem ausbleibt. Unternehmen wie H&M oder Zara reagieren, versuchen sich mit *Detox Fashion* zu regenerieren, indem sie den chemikalienverseuchten Kleidern den Kampf erklären. *Organic, Sustainable und Karma Fashion* verfolgen vergleichbare Ziele, setzen auf gesündere Rohstoffe, bessere Arbeit und Achtsamkeit.

Ein Ausweg scheint aber auch die Gesundheit selbst zu bieten, wie *Fitness Fashion* und *Athleisure* zeigen. Diese Mode befruchtet das Gefühl, lebenslang fit sein zu müssen, und frumt unseren Gesundheitskörper mit. Mode implementiert physiotherapeutische Konzepte, integriert Produkte wie Kinesio-Tapes und versucht mit sportmedizinischer und körperformender *Shapewear* weiter attraktiv zu bleiben. *Healing Fashion* ist die neueste aller Modemutationen, die durch Selbstheilungsbotschaften weitere Begehrlichkeiten schafft. Diese Mode fusioniert nicht mit der Schul-, sondern mit der Komplementärmedizin, wie sich an Kollektionen von Victoria Beckham «Kristall-Alchemie» und «Color Magic» von Viktor & Rolf identifizieren lässt. Sie ebnet den Weg zur *Spiritual*

Fashion und zeigen auf, wie energetische Kleidung zur zweiten Haut wird. Textile Oberflächen integrieren heilende Kristalle und Metalle, durchlaufen Rosenquarz-Filterprozesse und werden mit ayurvedischen Färbemitteln auf den Markt gebracht. Designer*innen wie Marie Lea Lund richten ihre Materialien nach den Chakren, Energielinien und Druckpunkten ihrer Träger*innen aus, und Modemagazine empfehlen, uns unserem Horoskop entsprechend zu kleiden. Somit wird das Tragen von Mode nun zur ganzheitlichen Medizin, hilft präventiv und kurativ, Körper und Geist zu optimieren und emotionale Schmerzen zu lindern. Mode bietet seit jeher Resilienz in Krisensituationen, da sie uns hilft, die veränderte Lebenswelt zu begreifen.

...

Den Unterschied macht das Narrativ, das nicht mehr Glamour, Ökologie oder Retro ins Zentrum setzt, sondern Schul-, Komplementärmedizin und Virologie. Die Mund-Nasen-Maske ist daher nicht nur ikonischer Platzhalter für den Kampf gegen feindliche Viren, sondern gleichsam gegen jegliche Krankheiten und den damit verbundenen Tod. Sie läutet eine neue Ära der *Self-Care-Mode* ein, die sich zum Ziel setzt, angegriffene und verletzte Identitäten wieder zu reanimieren. Sie wird zur medikalisierten Schutzmontur und zur therapeutischen Schmusedecke einer durch Todesangst erschütterten Gesundheitsgesellschaft, die ihre Sterblichkeit aus dem Gesichtsfeld rückt. Die Maske kann damit als ein lebensverlängerndes Accessoire und als starkes Signal für einen gedeihenden Markt von *Life-prolonging Fashion* gedeutet werden.

• **Bitten Stetter** ist Modedesignerin, hat ein eigenes Modelabel, ist an der ZHdK im Bereich *Trends & Identity* für Designforschung tätig und forscht seit 2020 an der HKB im SNF-Projekt *Sterbesettings – Eine interdisziplinäre Perspektive*.

INTERVIEW Peter Kraut

Offen für Zwischenformen

Die Kulturförderung folgt den Trends der kulturellen Produktion, verstärkt oder bremst diese. Was heisst das konkret im Falle der Musik? Andri Hardmeier und Tobias Rothfahl von der schweizerischen Kulturstiftung Pro Helvetia geben Auskunft.

Pro Helvetia erhält Hunderte von Musikgesuchen pro Jahr. Haben diese sich in den letzten Jahren inhaltlich oder stilistisch verändert?

Die Veränderungen sind massiv und widerspiegeln eine Reihe von ästhetischen Veränderungen. Wir beobachten eine zunehmende Breite und Relevanz der freien Szene sowie eine wachsende internationale Vernetzung und erstarkende Präsenz des Schweizer Musikschaffens im internationalen Kontext. Besonders in künstlerisch-ästhetischer Hinsicht sind die Veränderungen enorm. Die musikalischen Genres haben sich stärker angenähert und durchmischt, gleichzeitig sind die Grenzen zu anderen Disziplinen immer durchlässiger geworden, und performative oder mediale Erweiterungen sind heute fast schon eine Normalität. Auch die Produktionsprozesse haben sich stark gewandelt, auffallend ist dabei vor allem der Trend zu kollaborativen Prozessen: Die klassische Trennung von Autor*in und Interpret*in – Komponist*in schreibt eine Partitur, Musiker*in führt sie aus – transformiert sich ins Gleichzeitige.

Gibt es neue Trends hinsichtlich der Bedürfnisse von Musikschaffenden, coronabedingte hier mal ausgenommen?

Ein ungestilltes Bedürfnis vieler Musikschaffender im Bereich der zeitgenössischen Musik sind verbesserte Aufführungsmöglichkeiten. Während es etwa im Jazz zumindest einige wenige kuratierte und subventionierte Clubs gibt, die bezahlte Auftrittsmöglichkeiten bieten, sind die veranstaltenden Institutionen im Bereich der Klassik traditionell die Orchester. Kuratierte Häuser für experimentellere Musik gibt es hingegen kaum, und wenn doch, dann verfügen sie meist über kein Programmbudget. Die freie Szene ist daher eine Welt der Eigenveranstaltungen: Infrastruktur, Material und Werbung müssen stets aus den knappen Projektmitteln gedeckt werden. In der zeitgenössischen Musik liegt man diesbezüglich weit hinter den Entwicklungen in Tanz und Theater zurück, wo in den letzten Jahren zahlreiche Produktionshäuser für freie Projekte entstanden sind.

Will die Musikförderung von Pro Helvetia in dieser Situation selber bewusst Trends steuern oder initiieren oder eher den Bedürfnissen folgen?

Es geht unseres Erachtens in der Musikförderung nicht darum, Trends zu steuern, aber mit wachen Augen und Ohren solche

aufzuspüren und zu fördern. Dies kann und soll natürlich dazu führen, dass gezielte Initiativen lanciert und Fördergefässe angepasst oder dass internationale Kooperationen aufgebaut werden, aber letztlich muss es immer um die Bedürfnisse der einzelnen Szenen gehen. Gerade was die Durchmischung der Stile und Produktionsformen betrifft, kommt uns zugute, dass die Fördergefässe von Pro Helvetia für jegliche Zwischenformen offen sind. In der Zusammenarbeit mit internationalen Festivals und Plattformen setzen wir auf die Kraft von langfristigen Kooperationen, die das Interesse am aktuellen Schweizer Musikschaffen fördern.

Elektronische und mediale Erweiterungen konzertanter Musik sind seit 10–20 Jahren vermehrt zur Konstante geworden. Kann man hier noch von einem Trend sprechen oder wird sich das vielleicht auch wieder einmal zurückbilden?

Zurückbilden wird sich dieser Trend wohl kaum, aber wohin die weitere Entwicklung führt, bleibt unvorhersehbar. Sicher hingegen ist, dass junge Musiker*innen heute in ihrer musikalischen Sozialisierung stark vom Trend ins Mediale und ins Transdisziplinäre geprägt werden. Hatten früher viele einen definierten Hintergrund in Klassik, Jazz oder Pop, ist heute ein vielseitiges Kaleidoskop von Prägungen die Regel. Aber selbst wenn die Vergangenheit nicht mehr zurückkommt, wird auch die Zukunft ihre Retro-Trends bringen. Einer, der sich bereits deutlich abzeichnet: Vinyl kommt zurück, die Zahlen in diesem Bereich explodieren.

Gibt es Trends in «eurem» Bereich, die man getrost übergehen kann?

Natürlich gibt es Eintagsfliegen und Trends, die dann wieder spurlos verschwinden. Aktiv ignorieren muss man sie aber nicht. Es ist manchmal ja auch interessant, zu beobachten, wie und warum sich Trends nachträglich als Modeerscheinung entlarven. Der Anfang unseres Jahrhunderts sah im Bereich der Klassik zum Beispiel einen Trend zum Crossover. Nur selten entstand daraus etwas wirklich Neues, und praktisch gar nie etwas Bleibendes und künstlerisch Einflussreiches. Es scheint, als wären manche Crossover-Projekte in PR-Abteilungen geboren worden mit dem Ziel, Visibilität und Aufmerksamkeit zu maximieren, was aber oftmals in gegenseitiger Anbiederung mündete. Trotzdem war jener Trend vielleicht ein Schritt hin zur heutigen Situation, die von wirklicher Offenheit und echter Durchmischung von Genres und Disziplinen geprägt ist – wenn auch nicht unbedingt in der philharmonischen Umgebung.

Gibt es Trends, die ihr gerne sehen würdet, die aber noch nicht wirklich aufgetaucht sind?

Fernab experimenteller Nischen wäre der klassischen Musik ein Trend zu einem stärkeren Commitment gegenüber dem aktuellen Musikschaffen zu wünschen. Derzeit weist da der Trend eher in Richtung einer Spezialisierung auf das ausschliesslich historische Repertoire. Eine intensivere Auseinandersetzung mit dem heutigen Werkschaffen würde der klassischen Musik aber auch wieder zu mehr Relevanz für Fragen des Hier und Jetzt verhelfen, was für ein langfristiges Überleben des Bereichs wohl unabdingbar ist. Ein ganz anderer Trend wäre den freien Kollektiven und Ensembles zu wünschen: Zwar funktionieren sie mit ihren kollaborativen Kurationsprozessen mittlerweile ähnlich wie Theatercompagnien, die in mehreren Probenwochen ihre Produktionen erarbeiten. Im Gegensatz zu diesen funktionieren die Gagenmodelle und Finanzierungsstrukturen in der Musik jedoch zumeist noch so, wie es im bekannten Konzertmodell Usus war: Gagen für (wenige) Proben à 2 bis 3 Stunden sowie für den Auftritt. Zeitintensive kollaborative Produktionsprozesse sind so aber kaum finanzierbar und führen in der Regel zur Selbstausbeutung. Das kann auf Dauer nicht gut gehen. Um dies zu ändern, müssen sich sowohl die Musiker*innen wie auch die Kulturförderung bewegen, womit wir wieder beim starken Bedürfnis nach kuratierten und finanziell ausreichend ausgestatteten Produktionshäusern im Bereich der aktuellen Musik wären.

INTERVIEW Kerstin Linder

Trends und Authentizität

Die im Kanton Bern lebende Künstlerin • Elisa Daubner über das Spannungsfeld von Trendverhalten, Kunstausbildung und authentischer Stimme.

Woran arbeitest du gerade?

An einer Serie mit Holzobjekten. Ich suche mir flache Holzobjekte in Brockis, deren Form mich interessiert, schleife sie ab und zeichne dann darauf. Anschliessend bringe ich sie in installative Situationen. Ich habe schon immer viel aus dem Material herausgearbeitet. Und immer viel gezeichnet, aber bis vor ein paar Jahren entweder das eine oder das andere. Jetzt kommt beides zusammen, das ist spannend für mich.

Das klingt recht eigenständig und nicht gerade nach einem Trend. Hast du das Gefühl, Trends beeinflussen Künstler*innen in ihrer Arbeit, ihrem Denken, ihrer Reflektion? Wie beeinflussen sie dich und dein Schaffen und was beobachtest du bei anderen?

Trends beeinflussen uns alle. Obwohl ich selbst glaube, schon immer eher trendresistent gewesen zu sein. Bereits in meiner Jugend haben mich Trends selten bis nie interessiert, weil ich fand, dass dadurch eine Spaltung stattfindet: Die einen sind das, die anderen das. Das fand ich blöd. Auch in der Kunst hat es mich schon immer genervt, dass es Trends gibt, denn eigentlich habe ich angefangen, Kunst zu machen, weil mir das der einzige Bereich in der Gesellschaft schien, der noch frei ist. Oder: frei sein kann. Künstler*innen, die diese Freiheit ausgelebt haben, haben mich fasziniert. Je mehr ich dann aber selbst in diese Welt hineingewachsen bin, desto mehr wurden meine Ideale erschüttert – durch mein Studium zum Beispiel –, weil ich erkannt habe, wie sehr die sogenannte Freiheit unter anderem durch Trends beeinflusst wird.

Durch Erwartungen, die du seitens der Hochschule gespürt hast, oder eher darin, was du bei anderen beobachtet hast?

Eher darin, was ich bei anderen beobachtet habe, beispielsweise wie Dozent*innen kopiert wurden: Der macht gerade das, und das ist gerade trendy und cool, also mache ich das auch. Ich dachte immer: Mensch, Leute, ihr seid doch alle Individuen, warum macht ihr denn nicht euer eigenes Ding? Und dann dachte ich: O.k., das gehört zum Lernprozess dazu, man guckt sich was ab, kopiert, um dann irgendwann zu spüren: Was darin ist eigentlich meins? Ich konnte das während des Studiums noch tolerieren, aber später habe ich mich schon gewundert, dass das bei manchen quasi zur Methode geworden ist. Manche Trends haben so dominiert, dass es mich sprachlos gemacht hat und ich dachte: Es geht ja gar nicht mehr um die Arbeit. Es geht nur noch darum: Passe ich hier in eine Kategorie. Oder: Mit welchem Trend kann ich am besten erfolgreich werden?

Ist das auch in die Bewertungen eingeflossen?

Zum Teil schon, ja. Ich selbst bin nie in einer festen Klasse geblieben, habe die Klassen gewechselt, auch die Hochschulen, weil ich immer gemerkt habe: Ich fahre hier fest, komme nicht weiter. Natürlich gab es immer auch Mentor*innen, die sehr freigeistig waren und gesagt haben: Mach, was aus dir herauskommt. Aber andere hatten auch eindeutig die Meinung: Das ist gerade im Trend, mach da mal weiter, damit hast du Chancen.

Und später, bei Ausstellungen, an denen du teilgenommen hast, spielten da Trends in den Erwartungen der Kurator*innen oder des Publikums eine Rolle? Werden Künstler*innen, die sich in ihren Arbeiten an Trends orientieren, bevorzugt?

Ich denke schon, dass sie mehr Chancen haben, weil Trends häufig bestimmen, was gefragt ist, und deshalb auch oft, was gezeigt wird. Aber es steht und fällt letzten Endes mit den Kurator*innen und deren Einstellung. Da findet man sehr unterschiedliche Herangehensweisen. Zum Glück gibt es ja keine Trends, die dann jahrelang dominieren – weil Trends schnelllebig sind, sind sie schnell auch wieder vorbei.

Ist es deiner Meinung nach so, dass wir gegenüber solchen Tendenzen zunehmend unkritischer werden? Dass wir sie gar nicht mehr als solche identifizieren?

Ja, wahrscheinlich, aber das kann man nicht pauschalisieren. Es gibt ja auch sehr viele Leute, die einfach ihr Ding machen, sogar resistent sind. Das ist wohl typabhängig. Andere wiederum sind von Natur aus Trendgänger*innen und lassen sich dementsprechend stark davon beeinflussen. Bei wieder anderen passt es auch einfach gerade in die Arbeit. Dann ist es wiederum nachvollziehbar und gut, es entstehen starke Arbeiten daraus und es entwickeln sich spannende Dinge. Wenn es authentisch ist, kann ich es gut annehmen. Und das spürt man ja sofort. Wenn es authentisch ist, ist es egal, ob ein Trend bedient wird oder nicht. Wenn es nur gemacht ist, weil es gerade in ist, ist es nicht authentisch, und auch das spürt man.

Könnte man sagen, jemand der einen neuen Trend künstlerisch zuerst aufgreift und umsetzt, der hat gewonnen?

Der hat vielleicht Glück gehabt, ja.

Welche Rolle spielt aus deiner Sicht das Publikum in diesem Gefüge? Wird Kunst inzwischen nur noch fürs Publikum gemacht, weil es anders nicht mehr geht? Oder ist Kunst auf ihre Art trotzdem frei?

Zu Beginn war die Kunst ja gar nicht so frei. Eine gewisse Freiheit kam vielleicht hinzu, als die Verknüpfung mit den Auftragsarbeiten aufgehört hat und die Kunst einfach nur Kunst sein konnte. Aber ich bin keine Galeristin, ehrlich gesagt habe ich da zu wenig Einblick, inwiefern die Nachfrage das Angebot steuert. In den Bereichen, in denen ich mich bewege, werden die Sachen umgesetzt und anschliessend dem Publikum präsentiert. Ich frage mich nicht, was das Publikum sehen will.

Da fällt mir Wolfgang Beltracchi ein. Er hat ja schon einen gewissen Mechanismus bedient, den der Nachfrage.

Ja, das ist ein gutes Beispiel. Er hat die Trends und sein Talent zu seinen Gunsten genutzt, und zwar authentisch. Und nebenbei alle Trendsetter*innen, Galerien, Auktionshäuser usw. durchgeführt.

Wird die Kunst zunehmend uninspirierter und unkritischer, während gleichzeitig Extreme zelebriert werden? Was sind deine Beobachtungen?

Mir kommt die Kunst oft irgendwie leer und seelenlos vor. Es wird so viel aus dem Kopf geboren, und manchmal muss man erst einmal ein Konzept lesen, bevor man die Arbeit versteht. Nicht alles muss handwerklich gut gemacht sein, aber ich möchte etwas spüren, die Kunst soll etwas mit mir machen, mich bewegen und berühren. Das passiert leider sehr oft nicht mehr. Und das ermüdet mich. Ich schaue mir deshalb inzwischen weniger Kunst an, da mir die Tiefe fehlt.

Hat denn Kunst noch die Aufgabe, ein Spiegel der Zeit zu sein? Heisst das, wir haben unsere Tiefe, vielleicht sogar unsere Seele verloren?

Kommt mir manchmal so vor, ja.

Brauchen wir hier eine Trendwende?

Das wäre mein tiefster Wunsch. Ich habe das Gefühl, dann würde sich etwas erfüllen, warum ich überhaupt mit der Kunst begonnen habe.

Kannst du das weiter ausführen?

Ich habe ja mit der Kunst begonnen, weil ich a) fand, das ist der freieste Bereich in der Gesellschaft, und b), da kann etwas Tiefes ausgedrückt werden. Etwas, wofür im normalen Alltag kein Raum mehr ist. Das betrifft aus meiner Sicht alle Bereiche der Kunst und Kultur. Es ist ihre Aufgabe, uns innerlich zu bereichern, Kontraste zu schaffen. Das kann durch das Vorhalten des Spiegels geschehen, aber Tiefe bedeutet für mich auch: Eine zusätzliche Ebene muss geschaffen werden. Mein Grossvater erzählt oft, wie er im Schützengraben lag und nicht mehr wusste, wie lange er noch leben würde; er hat dann seine Lieblingsgedichte rezitiert, das hat ihn am Leben gehalten, seine Seele gerettet. Manche denken ja: Kunst ist unnütz, braucht man echt nicht. Solch ein Bericht zeigt mir aber: Doch, wir brauchen Kunst, weil sie die Seele nährt. Nur den Spiegel vorhalten reicht aber nicht. Kunst sollte die Möglichkeit zur Transformation beinhalten, etwas, das uns in der Tiefe berührt. Das muss nicht zwangsläufig schön oder angenehm sein, aber es sollte etwas auslösen.

Veränderung zum Beispiel.

Ja. Kunst sollte uns nähren wie Essen und Trinken.

Das erinnert mich an verschiedene Künstler*innen und Autor*innen, die bereits um die Jahrhundertwende, um 1900, kritisiert haben, dass wir unsere Seelenqualität immer mehr verlieren und zu Maschinen werden. Wenn man sein Seelenleben verliert, kann man sich auch dem Geistigen nicht öffnen, und jegliche Form von nährenden Inhalten gar nicht mehr empfangen.

Und das muss den Menschen in einer Übersetzung dargeboten werden, die sie annehmen können. Joseph Beuys hat das Klasse gemacht zu seiner Zeit. Er hat zeitgenössische Kunst und die damals aktuelle politische Lage auf magische Art und mit viel Tiefe in eine ihm ganz eigene Sprache übersetzt. Das haben zwar vielleicht nicht alle verstanden, aber es hat viele Menschen so stark berührt, dass er heute immer noch viel beachtet und diskutiert wird.

Angenommen, ein*e Künstler*in hat diese Qualität – kann das Publikum das überhaupt noch wahrnehmen? Durch die ganzen digitalen Trends hat sich das Rezeptionsverhalten ja schon sehr stark verändert. Wird man als Künstler*in noch gesehen, wenn man da nicht mitmacht?

Das geht schon noch. Es gibt immer noch Künstler*innen, die die digitalen Medien nicht nutzen, aber trotzdem bekannt sind. Aber Social Media und die Digitalisierung sind natürlich auch eine Chance. Die Frage ist nur: Wie kann ich sie so nutzen, dass ich als Künstlerin noch genügend Zeit und Ruhe habe, mich auf die Arbeit zu konzentrieren? Wenn ich alle Möglichkeiten nutzen würde, die ich in diesem Bereich habe, würde mich das so von mir selbst wegbringen, dass ich es nicht mehr schaffen würde, künstlerisch tätig zu sein. Aber das ist auch typabhängig! Ich kenne Künstler*innen, die all diese Sachen ausgiebig und gern nutzen und trotzdem noch gute Kunst machen. Die Frage ist immer, wie man damit umgeht.

Genau, es ist ja auch praktisch keine Objektivität mehr möglich. Jegliche Form von Berichterstattung folgt den Trends, ist quasi Agendasetting, das wiederum Trendsetting ist. Ein Kreislauf.

Ja, da sehen wir manchmal Extreme, die dann schon wieder stimmig sind; manches ist eklig, perfide und sexistisch. Aber das ist auch ein Teil der Welt, wie sie sich uns momentan zeigt.

Wie könnte man also genau diese Mechanismen auf eine heilsame Art nutzen – ist das aus deiner Sicht möglich? Kann man das, was uns ablenkt, sowohl für das Publikum als auch für den*die Künstler*in nutzen, um uns wieder zu fokussieren?

Um das zu beantworten, stelle ich mir persönlich immer die Frage: Gibt mir das, was ich gerade tue, Kraft für meine Arbeit oder nicht? Lange habe ich mich zum Beispiel gegen eine Website gewehrt, aber dann habe ich gemerkt: Doch, ich brauche eine Website, das gibt meiner Arbeit Kraft. Und dann muss ich mich da halt dransetzen und mich damit länger beschäftigen, als mir lieb ist, aber im Endeffekt ist es gut für meine Arbeit, und damit auch für mich. Facebook habe ich bisher abgelehnt, und dabei wird es auch bleiben. Aber all die Möglichkeiten, die Social Media uns bietet, sind nicht zu unterschätzen. Früher musstest du Briefe an Galerien schreiben oder hinfahren, heute kannst du einfach einen Link verschicken oder dich auf Zoom treffen.

Du bietest inzwischen Online-Kurse an und arbeitest an Schulen mit Kindern und Jugendlichen, gibt dir das auch Kraft? Oder tust du das, weil du Geld verdienen musst?

Klar habe ich damit angefangen, um Geld zu verdienen. Aber ich merkte schnell, wie das eine das andere bedingt. Vor allem durch die (vorher Offline- und jetzt) Online-Kurse, die sich an Erwachsene richten, tauche ich wieder in Themen ein, die mir schon früher wichtig waren und mir Kraft gegeben haben. Oder ich entdecke Neues, was mich bereichert. Auch bei den Kindern staune ich immer, wie easy und unkonventionell sie Aufgaben einfach umsetzen, das inspiriert mich und hilft mir, authentisch zu bleiben.

• Elisa Daubner studierte 2006 bis 2011 Freie Kunst und Bildhauerei (Diplom) in Halle/Saale, Mexiko City und Berlin. 2011/2012 war sie Meisterschülerin bei Hanns Schimansky mit Schwerpunkt Zeichnung. 2012 wurde sie mit dem Mart Stam Preis ausgezeichnet. Seit 2014 lebt und arbeitet sie in Sigriswil. Einzel- und Gruppenausstellungen im In- und Ausland seit 2006.

INTERVIEW Christian Pauli

«Tattoos sind heute vergänglicher als früher.»

Alvin Reber tätowiert, ist Student im Bachelor-Studiengang Visuelle Kommunikation und Hilfsassistent im Druckatelier an der HKB. Hier spricht Reber über seine Einstellungen und Erfahrungen im Trendgeschäft Tattoos.

Seit wann studierst du an der HKB?

Ich habe 2017 angefangen, mein Studium nach einem Jahr, im Sommer 2018, unterbrochen und im Frühling 2020 wieder aufgenommen.

Wie alt bist du?

27 Jahre.

Wo kommst du her?

Aufgewachsen bin ich im Berner Mattenhof, geboren aber in Kenia. Als ich vier Jahre alt war, sind meine Eltern in die Schweiz gekommen. Respektive muss ich sagen: Meine Mutter ist in die Schweiz gekommen und hat geheiratet. Darum habe ich diesen speziellen Namen.

Am Telefon – mit diesem Namen – denkt man aber nicht daran, dass du aus Kenia kommst.

Das stimmt, und das fällt mir auch immer stärker auf.

Welche Sprache sprichst du daheim?

Mit meiner Mutter rede ich hauptsächlich Englisch, mit dem Bruder Berndeutsch. Meine Mutter versteht sich auch in Kamba und Swahili.

Seit wann tätowierst du?

Erste Versuche habe ich 2016 gemacht, als ich im Vorkurs war. Ich konnte damals eine Tattoo-Maschine erwerben – und da fragten viele Kolleg*innen, ob ich sie stechen könnte. Das waren recht spontane Situationen. Es ging nicht darum, ein lange

geplantes Sujet zu stechen, sondern die Aktion war Teil einer Einladung, eines Abendessens, eines Gesprächs.

Sind Tattoos demnach eher Resultat einer sozialen Situation und nicht primär etwas Ästhetisches?

Es geht immer um beide Aspekte.

Tätowierst du dich auch selbst?

Das letzte Tattoo habe ich mir im Oktober selbst gestochen, als ich in Quarantäne war. Es ist eine Figur, die ich erfunden habe. Dazu der Slogan: Jusqu'ici tout va bien. Es kam mir nichts Gescheiteres in den Sinn als dieser Spruch aus dem Film *La Haine*. Das Tattoo selber ist zu tief gestochen und darum total verlaufen. Es war ein Moment, es hat gepasst.

Bis jetzt ist alles gut gegangen ...

... ist wohl nicht mein bestes Tattoo. Aber es hat in diesem Moment mega Spass gemacht.

Ich finde, der Spruch passt perfekt für ein Tattoo.

Weil er auf diesen einmaligen Moment hinweist, an dem etwas Ewiges gestochen wird. Sind Tattoos für dich etwas Vergängliches oder etwas Ewiges?

Das finde ich eine schwierige Frage. So, wie ich es mache, sind Tattoos eher etwas Vergängliches. Generell gibt es in der Geschichte des Tätowierens schon sehr starke Trends. Derzeit sind die Gasttätowierer*innen, die auf Stör arbeiten, sehr angesagt. Das ist eine vergängliche Praxis. Es ist der Moment des Besuchs eines Gastes, der auf vielen Körpern seine Spuren hinterlässt. Die Motivwahl steht da etwas weniger im Vordergrund. Die so gestochenen Motive sind vergänglich, du hast sie nicht alleine, sondern teilst sie mit Kolleg*innen, die sich auch stechen lassen.

Es ist interessant, dass bei Tattoos immer beides drinsteckt, der flüchtige Moment des Stechens und das Bleiben des Motivs für immer.

Tattoos sind heute vergänglicher als früher. Durch die gesellschaftlich breite Akzeptanz und die enorme Praxis ist das Tätowieren gewissermassen auch beliebig geworden. Die Schwelle ist gefallen und der Boom hat auch zu einem Verschleiss geführt.

Welche Trends spielen bei Tattoos eine Rolle?

Ich beobachte, dass vermehrt an Stellen gestochen wird, die man sieht: an den Händen, im Gesicht. Dann sind bestimmte Motive beliebt: der Bolzenscheider, eine Rose, ein Krokodil ... Die sind wie ein Stigma und es hat sie fast jede*r. Ich würde sie aber nicht als Trend einordnen, es sind einfach beliebte Sujets.

Werden dir deine Tattoos auch in 20 Jahren gefallen?

Das weiss ich nicht. Die Frage stelle ich mir auch nicht. Im Moment habe ich einfach Freude an meinen Tattoos.

Wie verhältst du dich gegenüber Tattoo-Trends, also Modeerscheinungen?

Es gibt halt Tattoos, die ich schön und cool finde. Die kopiere ich auch gerne oder imitiere auch mal den Stil.

Was ist denn dein Stil?

Keine Ahnung, dazu habe ich mir gar nicht so viele Gedanken gemacht. Ich glaube, Stil kommt auch mit der Erfahrung. Lange Zeit konnte ich keine gerade Linie zeichnen. Mittlerweile weiss ich, wie man die Maschine einstellt, wie tief ich stechen kann und will. Den Zugang zu etablierten Techniken, Schattierungen, Präzision habe ich noch nicht gefunden.

Was ist denn nicht dein Stil?

Was ich nicht so mag: farbige, naturalistische Tattoos.

Les initiés à tête d'ange

D'après Howl de Allen Ginsberg.

i.

le poète se filme avec son téléphone
sa main passe de la pierre nue d'une chambre
au centre d'une ville
une mèche noire et blanche retombe sur l'objectif

on entend la respiration du poète
il approche le téléphone des lèvres entrouvertes
son souffle
par l'espace

mon tatouage ?

ses doigts caressent les lettres absorbées par la peau
entre sa ligne de vie et sa ligne de chance

angelheaded hipsters

initiés à tête d'ange qui s'aiment

*dans les chambres où coule seulement
l'eau froide*

qui hurlent leurs visions à la nuit

surnaturelle à perte de vue sur la ville

Night shot de la ville en pierre
on voit le poète et ses amis comme des anges
ou des taches de chaleur en état d'effervescence
impatientes de publier leurs visions

ii.

les visions nous révèlent un monstre
qui rend fou les esprits affamés
et quelque chose en nous flambant irradie notre peau
le poète ajuste la lumière

on entend à peine les anges hurler dans la rue
survivre au monstre
à la ville inondée par l'eau froide
aux obscénités dont on les accuse

le poète étend son bras
on voit la paille sur laquelle il couche
le milieu du corps recouvert d'une jambe nue
on imagine l'un de ses amis

il s'attend à la haine
après la publication
il nous dit que ça ne le dérange pas

le corps est facile à haïr

iii.

plongée totale sur le poète
pieds et mains nues sur l'asphalte
il gratte le trottoir enfonce ses doigts dans l'humidité
brune
jusqu'à en avoir sous les ongles
ses mains en creux il respire
voix off de l'ami qui filme depuis la chambre

les relations divines lui manquent

allons le rejoindre

l'image tremble subjective
on passe de la fenêtre à la pierre
à une porte ouverte sur la rue
le poète nous fait signe de sa main sale

contre plongée sur cette main couverte de ciel
comme une peau qui la prolonge
avec une aiguille son ami écrit sur la chair
des gouttes d'encre tombent sur l'objectif

l'encre coule dans les veines du poète
jusqu'au cœur
bat à son rythme
lui monte à la tête

post-scriptum.

son ami dans ses bras il nous dit

l'extase

l'image floue du jour en arrière-plan
les couleurs incertaines

le poète ramasse son téléphone

on voit sa main qui se referme
encore sanglante
sur ses visions

«Es handelt sich um einen Prozess radikaler Aufskalierung.»

Der südhessische Zukunftsforscher Alfons Sentker über mangelnden Schlaf.

Alfons Sentker, Sie sind Zukunftsforscher. Ja, aber kein sehr erfolgreicher.

Sie meinen, die von Ihnen prognostizierten Megatrends treffen in der Regel nicht ein? Das ist korrekt.

Nennen Sie uns ein Beispiel.
Nun, ich war etwa um die Jahrtausendwende felsenfest von einer Rückkehr des Paartanzes überzeugt.

Sie glaubten an ein breites Retro-Phänomen? An eine neue Welle der Standardtänze. Sie sind jedoch eine Randerscheinung geblieben.

Was hatte Sie zu dieser Vorhersage veranlasst? Ich und mein Team hatten beobachtet ...

Sie arbeiten in einer Gruppe? Ich habe derzeit vier Angestellte.

Was hatten Sie beobachtet?
Uns war im Strassenbild eine Häufung von Zweiergruppen aufgefallen, aufkeimende Duo-Konstellationen. Andeutungen dialogischer Verhältnisse.

Welche Region hatten Sie untersucht?
Vornehmlich meine Heimatstadt Badweiler. Wir gingen aber von einer gewissen Übertragbarkeit unserer Studie aus. Das ist in der Zukunftsforschung gar nicht anders möglich.

Sie spüren den Trend an seiner Wurzel auf ... und berechnen seinen weiteren Verlauf, richtig. Es handelt sich um einen Prozess radikaler Aufskalierung.

Herr Sentker, von wem erhalten Sie eigentlich Ihre Aufträge?
Aufträge erhalte ich keine, weil meine Prognosen ...

Gewiss, sie sprachen bereits davon. Wie finanziert sich denn Ihr Institut?
Ich halte Vorträge. Vornehmlich sind es mittelständische Unternehmen, die meinen Rat suchen und mich zur Kaderschulung einladen.

Worüber berichten Sie dort?
Über meinen Beruf: die Zukunftsforschung.

Wie genau würden Sie Ihre Kompetenz beschreiben?
Es handelt sich um ein ganzes Bündel an Kompetenzen, aus der Soziologie, der Psychologie und der Mathematik. Auch Intuition spielt eine Rolle. Das Einfühlungsvermögen natürlich. Und schliesslich muss man ...

... auf Draht sein, nicht wahr?! Immer auf Achse.
Haha, das will ich meinen. Geschlafen wird nicht viel.

Was liegt denn derzeit so in der Luft?
Ich denke, jetzt kommen die Paartänze wirklich zurück.

Keimen die Duo-Konstellationen in den Strassen neuerlich auf?
In Fussgängerzonen, auf Bahnsteigen, wohin man nur sieht - oder sagen wir, wohin ICH sehe, denn normale Menschen nehmen das erst sehr viel später wahr.

Stellungnahme

Trends sind nicht mehr im Trend. Der Begriff erreichte Mitte der Nullerjahre seinen Höhepunkt.¹ Seither taucht er in gedruckten deutschsprachigen Publikationen nur noch halb so häufig auf. Das mag an seiner Unschärfe liegen, je nach Kontext bedeutet das Wort etwas anderes. Ursprünglich beschrieb es nur, in welche Richtung sich bestimmte gesellschaftliche oder wirtschaftliche Zustände bewegen. Im kurzlebigeren Kontext von Konsum und Kultur hingegen bezieht es sich auf Entwicklungen, die neu und aufregend erscheinen – und vielleicht gar die Welt verändern könnten.

Kurzfristige Trends wechseln sich immer schneller ab. Trend-Updates jagen sich im Minutentakt. Paleo-Diät und vegane Ernährung, Distanz und Nähe, Urbanisierung und Verländlichung ebenso wie die Bemühungen, auf TikTok berühmt zu werden und authentisch zu bleiben, «trenden» gleichermaßen. Immer seltener erreichen Trends eine kritische Masse – sie neutralisieren sich gegenseitig.

Ein Mensch trifft im Durchschnitt 35 000 Entscheidungen pro Tag² – unmöglich, jedes Mal alle Vor- und Nachteile abzuwägen. Wen wundert es da, dass sogar «nichts wollen»³ als hip gilt? Wo es zu viele Informationen gibt oder die Zusammenhänge zu komplex sind, orientieren wir uns an dem, was sich gut anfühlt. Und an dem, was andere tun: welche Filme sie schauen, wie sie sich kleiden, welche Diäten sie anwenden. So kopieren wir Menschen, die uns ähnlich scheinen – bestärkt durch den persönlichen Social-Media-Stream, der die aktuellen Vorlieben, Einstellungen und Stimmungen unserer Freund*innen und Bekannten spiegelt.

Für unsere Entscheidungen wird die Zugehörigkeit zu einer Gruppe dadurch wichtiger als Individualität: Wir folgen Tribes statt Trends. Das Thema, das einen Stamm verbindet, ist gleichzeitig auch sein wichtigstes Abgrenzungsmerkmal zum «Mainstream». «In» und «out» werden ersetzt durch «eine*r von uns» oder «eine*r andere*r». Gleichzeitig versperrt das zunehmende Stammesdenken den Blick auf Entwicklungen ausserhalb der eigenen Filterblase.

Trends verlieren an Bedeutung, und dadurch auch die traditionelle Trendforschung. Mit Handarbeit und jahrzehntealten Methoden versucht sie zwar weiterhin, relevante Entwicklungen zu antizipieren. Doch Mikrotrends verdecken den Blick aufs Grosse. Derweil erkennen Google, Apple, Facebook und Co. mit AI und Predictive Analytics Veränderungen in Echtzeit. Die klassische Trendforschung ist überholt. Nur haben das die Trendforscher*innen noch nicht gemerkt. Sie suchen die Zukunft der Menschheit und verpassen ihre eigene.

¹ → bit.ly/36ZhbS4

² → on.wsj.com/3a3kXFB

³ → nyti.ms/3rCYXHX

• Karin Frick ist Trend- und Zukunftsforscherin. Am Gottlieb Duttweiler Institut in Rüschlikon ist sie Mitglied der Geschäftsleitung und Leiterin Research bzw. des «Think Tanks».

HKB

Impressum

HKB-Zeitung
Aktuelles aus der Hochschule
der Künste Bern HKB
N°1/2021

Herausgeberin
Bernere Fachhochschule BFH
Hochschule der Künste Bern HKB

Redaktion
Christian Pauli (Leitung)
Sébastien Armure
Lara Kothe
Peter Kraut
Marco Matti
Nathalie Pernet
Andi Schoon
Bettina Wohlfender
Lektorat
Daniel Allenbach

Gestaltungskonzept und Layout
Atelier HKB
Marco Matti (Leitung)
Jacques Borel
Lara Kothe
Sebastian Wyss

Druck
DZB Druckzentrum Bern
Auflage: 7500 Exemplare
Erscheinungsweise: 4× jährlich

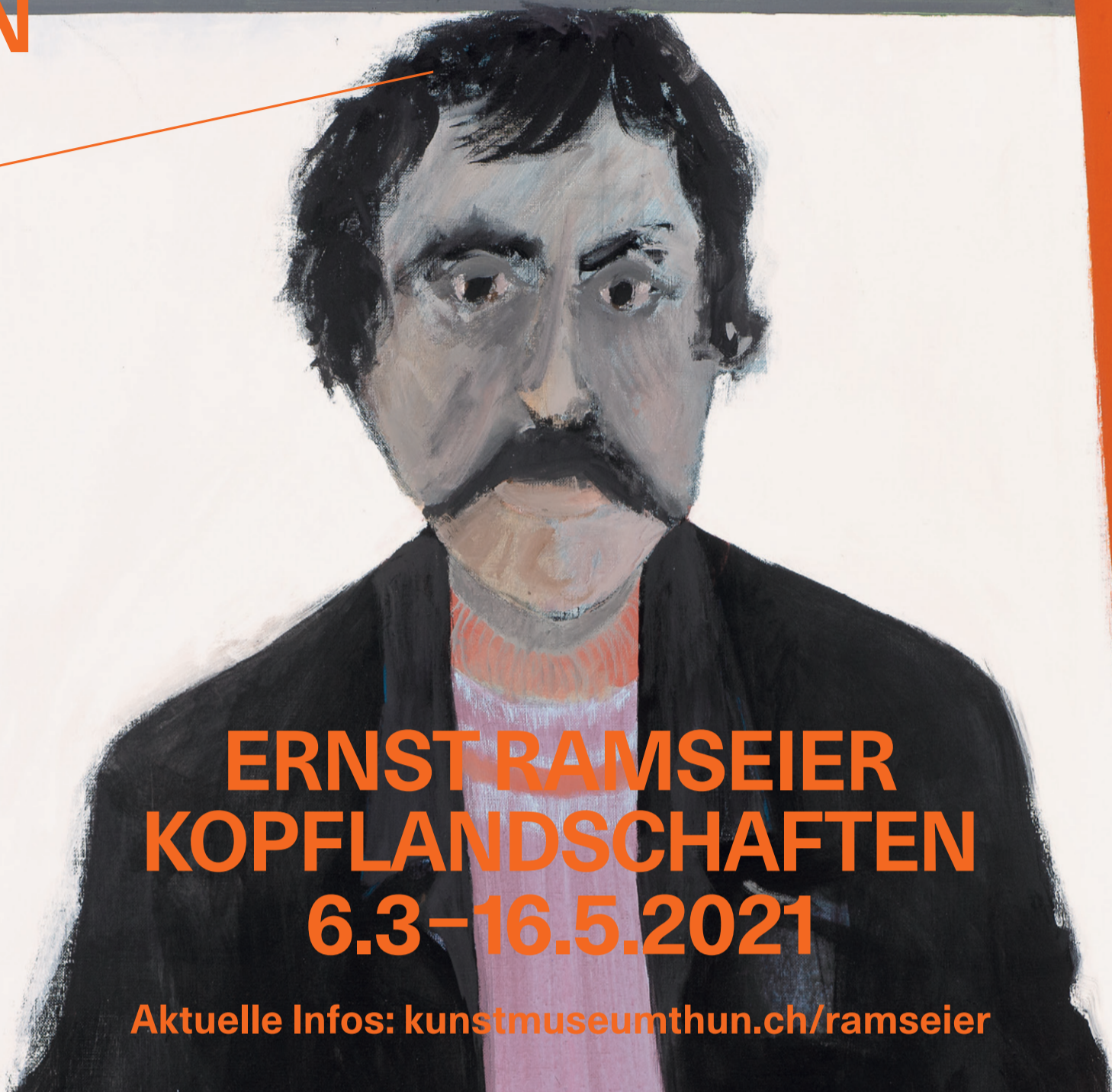
© Hochschule der Künste Bern HKB.
Alle Rechte vorbehalten.
Kein Teil dieser Zeitung darf
ohne schriftliche Genehmigung
der HKB reproduziert werden.

Berner Fachhochschule BFH
Hochschule der Künste Bern HKB
Fellerstrasse 11
CH-3027 Bern
hkb.bfh.ch

Die Einnahmen aus den Inseraten kommen vollumfänglich dem Stipendienfonds zugute, der HKB-Studierende in prekären finanziellen Verhältnissen gezielt unterstützt.

WANN HÖRT DIESE WELT
QUATRO HENDIOW

KUNSTMUSEUM THUN



ERNST RAMSEIER KOPFLANDSCHAFTEN 6.3-16.5.2021

Aktuelle Infos: kunstmuseumthun.ch/ramseier



Studenten-Abo
mit 70% Rabatt
students.derbund.ch

Kultur in Bern, was ist sie uns wirklich wert?

Der Bund

Für Leserinnen.

MÄRZ

Fr, 19.3. / Fr, 23.4.2021, 20–21 Uhr
Weiterbildung

Informationsabend MAS Popular Music

Wollen Sie sich in Pop- und Rock-Musik weiterbilden? Sind Sie auf der Suche nach neuen Impulsen? Möchten Sie Ihr musikalisches Profil schärfen? Erfahren Sie mehr zum MAS Popular Music an unserem Infoabend!

- online (Erhalt von Link nach Anmeldung)
- Anmeldung unter: weiterbildung@hkb.bfh.ch

Fr, 19.3. – Di, 30.3.2021
Weiterbildung

Rendez-vous!

Die *Rendez-vous!* geben Einblicke in die Modellprojekte der Lapurla-Pilotphase 2018–2021. Fachpersonen der Frühen Kindheit und Kultur haben Projekte in Ko-Konstruktion entwickelt, durchgeführt und reflektiert.

- Anmeldung unter: lapurla.ch/anlaesse

Mi 24.3. / Mi, 28.4. / Mi, 26.5.2021,
jeweils um 18 Uhr

Gestaltung und Kunst Typoclub Afterwork Lecture: Surprise!

In der aktuellen Reihe *Surprise* sind die Vorträge sozusagen Blind Dates. Die Referent*innen bleibt unbekannt bis zum Vortrag. Der Moment der Überraschung birgt die leichte Anspannung vor dem Ungewissen und dem Unkontrollierbaren in sich. Diese Spannung ist nicht nur für den Vortragsgast, sondern auch für die Gestaltungsprozesse immer wieder erfrischend und inspirierend.

- online
- Link auf typoclub.ch

Do, 25.3.2021, 18.15–20 Uhr
Forschung

Wie Broke Up Over Style

Morton Feldman, Philip Guston, and the Aesthetics of Reconciliation. PD Dr. Ryan W. Dohoney, Bienen School of Music, Northwestern University, Evanston, IL/USA, reflects on the failed friendship of composer Morton Feldman and painter Philip Guston.

- sinta.unibe.ch

Fr, 26.3. – Mi, 14.4.2021
Gestaltung und Kunst

Fredj Moussa

Foreign landscapes, wandering figures and elliptical situations cross the films of Fredj Moussa. His videos consist of recordings of situations in which a simple gesture disrupts the interpretation.

- Cabane B, Kunstraum beim Bahnhof Bümpliz Nord, Mühledorfstrasse 18, 3018 Bern
- cabaneb.ch

Sa, 27.3.2021, 21–23.45 Uhr
Forschung

2nd Global Piano Roll Meeting – Prelude

This meeting will include lectures on Hupfeld DEA and Aeolian, discussion groups and a listening session. It aims to continue the communication and collaboration sparked by the 2018 gathering.

- hkb-interpretation.ch

Fr, 19.3.2021, 10–17.45 Uhr
Forschung

S/ash sterbesettings.ch



Die Online-Tagung *S/ash - sterbesettings.ch* bringt verschiedene Perspektiven, die am Lebensende virulent sind, zusammen: Pflege, Sprache, Religion, Design und Kunst. Expert*innen aus den entsprechenden Feldern erörtern die Frage, wie diese Perspektiven am Lebensende ineinandergreifen. In den Talks treten die Referent*innen miteinander und mit dem Publikum ins Gespräch. Zur Debatte steht die Gestaltbarkeit des Lebensendes: Wie können Sterbende, Pflegenden, Angehörige und weitere Beteiligte das Lebensende gemeinsam gestalten?

- Anmeldung erforderlich, Eintritt frei
- sterbesettings.ch

Di, 30.3.2021, 19.30–21 Uhr
Weiterbildung

Informationsabend MAS Musik- Management

Mit dem MAS Musik-Management bieten wir eine vielseitige und berufsbegleitende Weiterbildung im Bereich Führung und Management. Möchten Sie mehr wissen? Nehmen Sie an einem unserer Informationsabenden teil!

- Anmeldung unter: weiterbildung@hkb.bfh.ch

APRIL

Do, 1.4.2021, 18 Uhr
Klassik

Halt auf Verlangen

Die HKB-Konzertreihe unmittelbar neben dem Bahnhof Bern. Studierende der Klassen von Christian Hiltz (Gesang). Im Jazzspot: N.N.

- Spittelkapelle im Burgerspital, Bahnhofplatz 2, Bern

Mi, 7.4.2021, 17 Uhr
Weiterbildung

Infoveranstaltung Signaletik-Kurse 2021

Erfahren Sie mehr zu unseren Sommer-Kursangeboten *Systemgestaltung* und *Field Trip Architekturbieniale Venedig 2021*

- Anmeldung unter: weiterbildung@hkb.bfh.ch

Mi, 7.4.2021, 17.30 Uhr
Forschung

Forschungs- Mittwoch

Wo sind sie geblieben? Resultate aus der Studie *GenderBlind*. Vortragende: Priska Gisler, Claus Noppeney und Wara Ugarte. Host: Institut Praktiken und Theorien der Künste

- hkb.bfh.ch/forschungs-mittwoch

Fr, 9.4.2021
Gestaltung und Kunst

Pauline Fremaux

Between play, experimentation and analysis, Pauline Fremaux's forms tell and intersect the stories. Through her sculptures, she seeks (among other things) to test the plasticity of language.

- Cabane B, Kunstraum beim Bahnhof Bümpliz Nord, Mühledorfstrasse 18, 3018 Bern
- cabaneb.ch

Do, 15.4.2021, 18 Uhr
Klassik

Halt auf Verlangen

Die HKB-Konzertreihe unmittelbar neben dem Bahnhof Bern. Studierende der Klassen von Ian Bousfield (Posaune) und Rex Martin (Tuba)

- Spittelkapelle im Burgerspital, Bahnhofplatz 2, Bern

Mi, 21.4.2021, 17.30 Uhr
Forschung

Forschungs- Mittwoch

Institute of Design Research und Master Design.

- hkb.bfh.ch/forschungs-mittwoch

Mi, 21.4.2021, 19.30 Uhr
Weiterbildung

Infoveranstaltung CAS Kulturelle Bildung

Im berufsbegleitenden CAS Kulturelle Bildung erarbeiten Sie sich die kulturpädagogische Qualifikation für Ihre Arbeit im Frühbereich oder die pädagogische Qualifikation für Ihre Arbeit im kulturellen Bereich. Möchten Sie mehr wissen? Nehmen Sie an unserem Infoabend teil!

- Anmeldung unter: weiterbildung@hkb.bfh.ch

Fr, 23.4. – Mi, 12.5.2021
Gestaltung und Kunst

Lorenzo Salafia

As part of his interest in movement, transformation and the conversion from one state to another, Salafia's work investigates our relationship with our roots.

- Cabane B, Kunstraum beim Bahnhof Bümpliz Nord, Mühledorfstrasse 18, 3018 Bern
- cabaneb.ch

Mo, 26.4.2021, 19 Uhr
Weiterbildung

Infoabend CAS Teaching Artist

Kulturelle Projekte für Schulklassen entwickeln und umsetzen – und ein zweites Standbein aufbauen. Im CAS Teaching Artist erhalten Sie das Rüstzeug dafür. Möchten Sie mehr wissen? Nehmen Sie am Infoabend teil!

- Anmeldung unter: weiterbildung@hkb.bfh.ch

Di, 27.4. / Mi, 28.4.2021, 19.30 Uhr
Jazz

Solo/Duo/Trio

Die Studierenden im zweiten Jahr Master Performance loten die Möglichkeiten dieser Kleinstformate aus und präsentieren jeweils eine Form während des letzten Semesters ihres Studiums. Die Konzerte sind Teil des Festivals Jazz Unleashed.

- HKB, Auditorium, Ostermundigenstrasse 103, 3006 Bern

Mi, 28.4.2021, 17 Uhr
Forschung

Forschungs- Mittwoch

Resonanzaffine Musikvermittlung in Konzertsituationen. Die laufende Promotionsarbeit von Irena Müller-Brozovic gibt einen Einblick in die aktuelle musikpädagogische Forschung und soll dazu anregen, über die Zukunft ebendieser Forschung in der Schweiz zu diskutieren.

- HKB, Ostermundigenstrasse 103, Raum 309, 3006 Bern
- hkb.bfh.ch/forschungs-mittwoch

Do, 29.4.2021, 18 Uhr
Klassik

Halt auf Verlangen

Die HKB-Konzertreihe unmittelbar neben dem Bahnhof Bern. Studierende der Klassen von Bartek Nizioł (Violine) und Elena Casoli (Gitarre). Im Jazzspot: N.N.

- Spittelkapelle im Burgerspital, Bahnhofplatz 2, Bern

N°1/2021

Fr, 30.4.2021, 19.30 Uhr
Klassik

Open Chamber Music Perspektivwechsel

Es erklingt das zweite brandenburgische Konzert *Concerto da Camera*, Orgelchoräle von Johann Sebastian Bach und das Quadro in g-Moll von Johann Gottlieb Janitsch.

- Konservatorium Bern, Kramgasse 36, 3011 Bern

MAI

Sa, 1.5.2021, 13.30–18 Uhr
Weiterbildung

Stimmwelten – Stimme und Hormone

Inputs aus Medizin, Logopädie und Gesangspädagogik. Bedeutet ein Auf und Ab der weiblichen Hormone auch ein Auf und Ab der Stimme? Was passiert bei der Mutation, der Menstruation, während einer Schwangerschaft oder der Menopause?

- HKB, Papiermühlestrasse 13d, Bern, Grosser Konzertsaal und online
- Mail an ana.cancela@hkb.bfh.ch

Do, 6.5.2021, 18 Uhr
Klassik

Halt auf Verlangen

Die HKB-Konzertreihe unmittelbar neben dem Bahnhof Bern. Studierende der Klasse von Tomasz Herbut (Klavier). Im Jazzspot: N.N.

- Spittelkapelle im Burgerspital, Bahnhofplatz 2, Bern

Do, 6.5.2021, 18.30 Uhr
Jazz

Kultur im Viktoria

Ein unkonventioneller Abend: US+ setzt Ihre vorab eingesendeten visuellen Erinnerungstücker in musikalische Improvisationen um. Wird im Radio RaBe live übertragen.

- Mail mit dem Vermerk «Erinnerungsstück Kultur im Viktoria» an kult@hkb.bfh.ch
- Alterszentrum Viktoria, Kapelle, Schänzlistrasse 63, Bern
- Reservation: Telefon 031 337 21 11 / az-viktoria.ch/leben/kultur

Fr, 7.5.2021, 18 Uhr
Gestaltung und Kunst

Meral Kureysli

Meral Kureysli reads from *Fünf Jahreszeiten*, about the search for a place between freedom and powerlessness, friendship and love; and *Elefanten im Garten*, about origins and detachment, about loss and tenacity.

- Cabane B, Kunstraum beim Bahnhof Bümpliz Nord, Mühledorfstrasse 18, 3018 Bern
- cabaneb.ch

Sa, 8.5.2021, 9.15–16.15 Uhr
Weiterbildung

An der Eigensprache orientierte Gesprächs- führung und non- verbale Kommunikation

Einführungs- und Informationsveranstaltung. In jedem Berufsfeld, in dem die Kommunikation eine zentrale Bedeutung hat, ist eine achtsam gestaltete Gesprächsführung hilfreich. Wir geben Ihnen einen Einblick in eine spezifische Form der Prozessbegleitung.

- Schwarztorstrasse 48, 3007 Bern
- Anmeldung unter: weiterbildung@hkb.bfh.ch

Do, 6./Sa, 8./Sa, 22./Do, 27.5.2021
Gestaltung und Kunst

Spazieren mit Paul Gespräche unterwegs



Eltern-Kind-Beziehung, Wachstum, Inspiration ... Was bedeuten diese Themen für unser Leben? Und welche Rolle spielen sie im Leben und in der Kunst von Paul Klee? Auf vier geführten Spaziergängen treffen unterschiedliche Menschen aufeinander. Während eines Streifzugs durch die Stadt Bern wird jeweils über ein Thema sinniert und eigene Erfahrungen dazu ausgetauscht. Die Spaziergänge werden von Studierenden der HKB in Zusammenarbeit mit dem Zentrum Paul Klee konzipiert und durchgeführt.

- Anmeldung unter paulundich.ch

hkb.bfh.ch/veranstaltungen

Mo, 10.5. – Mi, 30.6.2021
Klassik

Recitals im Rahmen der BA- und MA- Abschlussprüfungen

- diverse Orte

Mo, 17.5./Di, 18.5.2021, 9–16.30 Uhr
Weiterbildung

Nationale Tagung Lapurla

Wollen Sie sich für Gelingensbedingungen kreativer Freiräume starkmachen? Möchten Sie mehr kreative Freiräume für Kinder ermöglichen und sich dafür mitengagieren? Dann nehmen Sie an der Lapurla-Tagung teil!

- Anmeldung unter: lapurla.ch/anlaesse

Mi, 19.5./Mi, 26.5./Fr, 28.5.2021
Gestaltung und Kunst

L'Ange Violent & Hannah Raschle

Illustration workshop for kids (registration required). Illustrators Hannah Raschle and Joakim Monnier allias L'Ange Violent will lead the workshop. The kids will be displaying their own work in an exhibition.

- Cabane B, Kunstraum beim Bahnhof Bümpliz Nord, Mühledorfstrasse 18, 3018 Bern
- cabaneb.ch

Mi, 19.5.2021, 17.30 Uhr
Forschung

Forschungs- Mittwoch

Heritage science for Notre-Dame de Paris – a multidisciplinary research. Guest: Pascal Liévaux.

- HKB, Auditorium, Fellerstrasse 11, 3027 Bern

Do, 20.5.2021, 10–16 Uhr
Forschung

Kolloquium

Institut Praktiken und Theorien der Künste. Doktorierende und Forschende des Instituts referieren über ihre laufenden Arbeiten. Die Diskussion um die Fragestellungen, Methoden und künstlerischen Vorgehensweisen soll den fruchtbaren Austausch fördern.

- hkb-iptk.ch

Do, 20.5.2021, 18 Uhr
Klassik

Halt auf Verlangen

Die HKB-Konzertreihe unmittelbar neben dem Bahnhof Bern. Kammermusik Excellence – ausgewählte Ensembles, die sich im hochschul-internen Wettbewerb durchgesetzt haben. Im Jazzspot: N.N.

- Spittelkapelle im Burgerspital, Bahnhofplatz 2, Bern

Do, 20.5./Fr, 21.5.2021
Forschung

Francesco Pollini and the Milanese musical world in the early 19th century

Organised by the HKB and the Conservatory of Milan «Giuseppe Verdi», this conference is devoted to the figure of Francesco Pollini and the Milanese musical milieu.

- Milano (IT), Conservatorio «Giuseppe Verdi», Sala Puccini

Do, 27.5.2021, 18.15–20 Uhr
Forschung

Musikalische Postmoderne

Dr. Harry Lehmann und Trond Reinholdtsen, Berlin. Ausgehend von den Postmoderne-Begriffen, wie sie in Bezug auf die bildenden Künste und die Literatur entwickelt wurden, stellt Dr. Lehmann ein Theoriedesignmodell der musikalischen Postmoderne zur Diskussion.

- UniS, Schanzenstrasse 1, Raum A022

Fr, 28.5.2021, 19.30 Uhr /
So, 30.5.2021, 17 Uhr
Oper

H. Reutter: The Bridge of St. Louis Rey

Mit: Giovanni Baraglia, Pepe Diaz, Nikolina Dominkovic, Leonora Gaitanou, Tereza Kotlanova, Polina Kulykova, Marek Pavlicek, Nuno Santos (Studierende Oper), Symphonie-Orchester Biel Solothurn

- Theater Biel, Burggasse 19, 2502 Biel

Sa, 29.5./So, 30.5.2021
Forschung

The Ethics and the Politics of Care

This is the first event in the series of annual colloquia on the topic of the conservability of performance art and performance-based works.

- performanceconservationmaterialityknowledge.com

JUNI

Mi, 2.6.2021, 17.30 Uhr
Forschung

Forschungs- Mittwoch

Institute of Design Research und Master Design

- hkb.bfh.ch/forschungs-mittwoch

Do, 3.6.2021, 18 Uhr
Klassik

Halt auf Verlangen

Die HKB-Konzertreihe unmittelbar neben dem Bahnhof Bern. Studierende der Klasse von Christian Roellinger (Saxophon) und Gertrud Wehmeister (Viola). Im Jazzspot: N.N.

- Spittelkapelle im Burgerspital, Bahnhofplatz 2, Bern

Fr, 11.6. – Mi, 30.6.2021
Gestaltung und Kunst

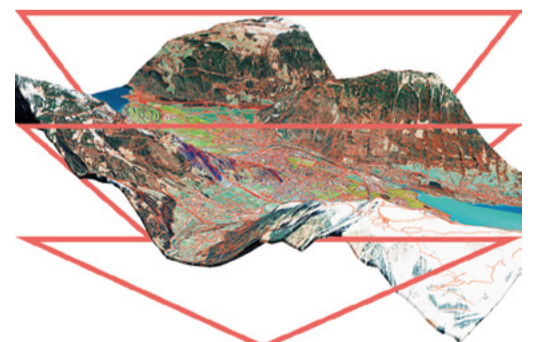
Arathy Pathmanathan

In her movie *Let's Talk About Race* Arathy Pathmanathan deals in her film with the different faces of racism within Switzerland.

- Cabane B, Kunstraum beim Bahnhof Bümpliz Nord, Mühledorfstrasse 18, 3018 Bern
- cabaneb.ch

Fr, 28.5. – So, 30.5.2021
Diverse Studiengänge

HKB geht an Land 2021 Interlaken



HKB geht an Land, das Kooperationsprojekt der HKB mit Berner Gemeinden, geht in die dritte Runde. Nach Interlaken ins Berner Oberland.

Zwischen Thuner- und Brienzsee treffen einheimische Kultur und Massentourismus aufeinander. Was heisst das für die Bewohner*innen? Wie wirkt sich der globale Tourismus auf ihren Alltag auf dem Bördeli aus? Wie ändert sich dieser Alltag durch die aktuelle Lage und das Ausbleiben der Tourist*innen? Ausgehend von diesem Spannungsfeld haben Studierende der HKB mit Kooperationspartner*innen vor Ort Projekte entwickelt, die am letzten Märzwochenende präsentiert werden.

- Interlaken (versch. Standorte)
- hkbgehtanland.ch

Xavier Dayer



Foto: Gregory Batardon

Xavier Dayer ist Komponist und leitet den Masterstudiengang Composition. Für seine eigene künstlerische Praxis ist er soeben vom Kanton Bern mit einem Musikpreis ausgezeichnet worden, ebenso wie Stefan Eicher und das Instrumentenbauerduo Schärer/Rohner. Wie positioniert sich Xavier Dayer heute im weiten Feld der Musikproduktion, wodurch lässt er sich leiten?

*Heute kann man fast nicht mehr sagen, was Komponist*innen tun. Sie organisieren zwar alle Zeit, Klänge und Raum, aber dann hören die Gemeinsamkeiten schon auf. Ist das nun toll, traurig, schade, eine Chance oder einfach nur anything goes?*

Je fais partie de ceux qui aiment les incertitudes, la situation que tu décris est donc pour moi féconde et naturelle. Je suis au contraire inquiet lorsque je ressens, en art, l'expression de certitudes. Celui qui saurait ce que veut dire «composer» m'inquiète plus que celui qui admet vivre dans cet espace indéfini et mouvant. En fait, ce qui me surprend le plus n'est pas tellement le fait que cette difficulté de définition existe aujourd'hui mais plutôt qu'on ait attendu si longtemps, dans le monde de la musique contemporaine, pour l'observer. Il me semble que dans les arts visuels, la danse et le théâtre c'est une réalité depuis longtemps. Lorsque je regarde l'histoire j'ai le sentiment que la période qui ressemble le plus à la nôtre, musicalement, serait la période prérévolutionnaire entre 1760 et 1780; si on observe les différences stylistiques entre les fils de Jean-Sébastien Bach, on retrouve cette absence de norme. Lorsque j'écoute les fugues de Wilhelm Friedemann Bach j'ai des frissons, il essaie désespérément de retrouver la force du monument paternel dans un monde qui a changé et cela est si mélancolique. Je ressens ce type d'émotion à l'écoute de beaucoup de musiques composées aujourd'hui, elles sont comme étouffées par l'immensité du passé et cela les rend étrangement touchantes.

Schauen wir in die Gegenwart: In diesem «espace indéfini et mouvant», den du beschreibst, und der voller Ungewissheiten ist: In welche Richtung willst du dich bewegen, was möchtest du mit deiner Musik entdecken? Möchtest du auch Gewissheiten, also einige «certitudes» komponieren?

Dans ma pratique de compositeur je tente d'approfondir l'aventure des espaces sonores dont la première grande référence incontournable me semble être au XVI^e siècle le *Spem in alium* de Thomas Tallis (pardon, tu m'as demandé d'évoquer le présent mais, comme tu vois, le passé m'habite!). J'appartiens à la guilde de ceux qui aiment concevoir le son comme une matière à sculpter. Dans cet esprit, la profession avec laquelle je me sens le plus proche est celle de l'architecte, je dessine des plans pour les interprètes qui, à leur tour, sculptent

les sons dans la lumière. Mais contrairement à ceux des architectes mes édifices n'ont aucune fonction pratique... même si mon souhait le plus fort est que ces sculptures soient un jour habitables métaphoriquement par l'auditeur. Quant au lien entre mon travail et les certitudes, je dirais, qu'au fur à mesure des œuvres je ressens une évolution vers à la fois plus de sobriété et plus de clarté. Mais d'enlever le superflu est une école de vie...

Du betrachtest dich als Bildhauer im Klang, konstruierst also Gebäude aus Tönen und Geräuschen und du hast historische Vorbilder. Ornamentales, so nehme ich an, magst du eher weniger... Vertraust du beim Konstruieren auch auf moderne, beispielsweise elektronische Werkzeuge?

L'ornementation peut être essentielle lorsqu'elle est au centre du propos (j'aime infiniment la peinture de Matisse!). Et aussi si une surcharge est le sujet de l'œuvre, cela peut être superbe. Je suis, par exemple, fasciné par la *Symphonie n° 4* de Charles Ives. Ce qui me pose un problème c'est lorsqu'on ne sait plus quel est le propos de l'œuvre car le compositeur veut tout à la fois et ne fait pas de vrai choix. Ce que j'entends par une quête de sobriété et clarté va dans le sens: «Je dois choisir»... Concernant l'électronique, je suis conscient d'avoir pour le moment fait le choix d'y renoncer. Mais il n'y a aucune raison dogmatique ou idéologique à cela. C'est lié au fait que les œuvres que je trouve les plus réussies dans ce genre sont celles de «composer-performers» qui, d'une certaine manière, jouent leur œuvre comme Froberger jouait les siennes au clavecin au XVII^e siècle (je pense par exemple au travail actuel d'Alexander Schubert que nous avons invité récemment). Ainsi si j'intègre demain l'électronique à mes œuvres, je pense que j'irai dans le sens d'avoir un interprète «co-compositeur» dans le projet. Je crois que je suis déjà trop vieux (et pas assez doué...) pour devenir aujourd'hui un interprète valable de l'électronique...

*Dein Verzicht auf elektronische Mittel ist also eine klare Entscheidung. Unsere Kompositionsstudierenden arbeiten heute dagegen stark damit, ebenso mit szenischen Elementen, dem Raum, dem bewegten Bild und vielen anderen Parametern – und oft sind sie ihre eigenen Performer*innen. Sehen wir also das Ende der klassischen Aufteilung zwischen Autor*in und Interpret*in? Und was würde das über die aktuelle Musik sagen?*

Oui absolument! Je pense que la séparation, que tu décris comme classique, entre auteur et interprète est entièrement à repenser aujourd'hui. Dans mon quotidien d'enseignant je le constate d'ailleurs sans cesse. Je trouve cela extrêmement positif et j'ai tendance à croire qu'avec le recul la séparation des rôles sera perçue comme une étrange spécificité d'un courant bref et minoritaire du XX^e siècle. Hel-

mut Lachenmann serait, par exemple, l'archétype du «pur» compositeur, et pourtant même lui est «performer» dans sa composition *Zwei Gefühle!* Lorsqu'on regarde l'histoire de la musique il est évident que les auteurs étaient sur scène, jouaient tant leurs œuvres que celles des autres. Pour nos étudiants cela est redevenu très logique, et je le salue. L'électronique a joué un rôle libérateur dans ce processus car, contrairement aux instruments d'origine classique, sa pratique échappe à une notation et à un apprentissage normé. Mais il est également intéressant, dans ce contexte, d'observer combien nos étudiants manifestent une grande curiosité pour les métiers traditionnels attribués au compositeur spécialisé (orchestration, harmonie, contrepoint, etc.). Je perçois dans leurs questions et leurs souhaits une envie de savoir comment c'était de composer, jadis, dans un cadre strict, dans un contexte donné par l'extérieur et non librement choisi. J'attribue cet intérêt à la difficulté évidente de se former dans un monde devenu si fluide. Ce défi est fascinant, et nous sommes qu'au début d'énormes mutations.

Interview: Peter Kraut

HKB-Studierende gewinnen HUGO
HKB-Studierende gewinnen *HUGO 2021*, den internationalen Wettbewerb für innovative Konzertformate: In einer 90-minütigen Live-Sendung aus Österreich, Deutschland und der Schweiz wurden am 1. März die Gewinner*innen des siebten HUGO Wettbewerbs ermittelt. Nach einem knappen Kopf-an-Kopf-Rennen besiegelte das Votum des Publikums die Entscheidung und kürte das Team kollektiv *CONTEMPORAMENT* der Hochschule der Künste Bern/Hochschule der Musik Nürnberg. Ihr Konzept für die Wandelperformance querfeldein wird nun im November 2021 bei den Montforter Zwischentönen im Rahmen des Festivals zur Uraufführung kommen.

Schweizer Literaturpreise 2021
Unter den sieben Gewinner*innen der Schweizer Literaturpreise 2021 sind zwei HKB-Alumni: Die beiden Preisträger *Levin Westermann* (1980) und *Christoph Schneeberger* (1976) haben beide den Bachelor Literarisches Schreiben an der HKB absolviert. Westermann widmet sich äusserst erfolgreich der Dichtung. Über Westermanns Buch *Bezüglich der Schatten* heisst es beim Bundesamt für Kultur: «In hochpoetischer Eleganz verschmelzen hier die Kategorien: Zwischen Lyrik und Dramolett, zwischen Mensch und Tier, zwischen SocialMedia und mythologischen Urgründen.» Schneeberger, der an der HKB zudem einen Master of Contemporary Arts Practice abgeschlossen hat, bindet andere Künste ins Schreiben ein und performt etwa als Dragqueen X Noëme eine Lesung seines preisgekrönten Romans *Neon, Pink & Blue*.

Bärn c'est nous
Der Kanton Bern startet einen neuen Instagram-Kanal für 16- bis 25-Jährige, der die Verbindung zwischen ihrem Alltag und der kantonalen Politik herstellen soll. Junge Berner*innen werden motiviert, sich aktiv einzubringen. Der Instagram-Account *Bärn c'est nous* veröffentlicht mehrmals pro Woche Inhalte an der Schnittstelle zwischen gesellschaftlichen Themen und der kantonalen Politik. Im Vordergrund stehen Videoclips und Begegnungen mit den Jungen im Kanton Bern. Der Instagram-Kanal wird von vier Student*innen der HKB betreut.

Broschüre Lapurla
Kreativität ist in aller Munde. Kein Wunder, sie gilt nämlich als Kernkompetenz für die Zukunft. Das nationale Initiative Lapurla, eine Kooperation HKB mit dem Migros Kultur-prozent zeigt, wie einfach es ist, mit kleinen Kindern kreativ unterwegs zu sein. Infolge grosser Nachfrage wurde die 2. Auflage der Begleitbroschüre gedruckt. Die Broschüre und Kartenset können kostenlos bestellt werden in D/F/I/E unter: → lapurla.ch/impulse/bestellen

Eduard-Tschumi-Preis 2020
Der Studiengang Master in Specialized Music Performance der HKB ist die höchste Stufe der klassischen Musikausbildung in der Schweiz. Alljährlich werden für die besten Abschlussarbeiten die Eduard-Tschumi-Preise verliehen. Gewonnen haben 2020 je die Flötistin *Johanna Schwarzl* in der Vertiefung *Music in Context/Musikvermittlung* und der Klarinetist *Christian Spitzenstätter* in der Vertiefung *Solist*. Schwarzl hat in ihrem Vermittlungsprojekt *Der letzte Müller* gemeinsam mit den Männerchören Bären zum Hof und Kirchberg eine von ihr bearbeitete Fassung von Schuberts *Die Schöne Müllerin* in einer alten Getreidemühle in Kirchberg aufgeführt. Spitzenstätter interpretierte im vom Sinfonie Orchester Biel Solothurn begleiteten Solistenkonzert eine eigene Komposition. Sein Rezital führte er in der Reithalle Bern weiter als Konzertinstallation mit Uraufführungen und einer volkstümlichen Blaskapelle.

Neue HKB-Kooperation
Seit Herbst 2020 bietet die HKB den *Master Specialized Music Performance in der Vertiefung Neue Musik/Création musicale* als internationalen Kooperationsmaster an, gemeinsam mit den Musikhochschulen in Dresden und Salzburg. Neue Musik bedeutet eine innovative Kombination, die Begegnung mit anderen Künsten und eine lustvolle Kollision zwischen Bühne, Szene und Labor. Mit dem internationalen Kooperationsmaster Neue Musik sind Studierende in einem europaweit exklusiven institutionellen Netzwerk eingebunden: Sie verbringen zwei Semester an einer Hochschule ihrer Wahl, entwickeln und realisieren Projekte mit renommierten Partner*innen und gehen damit auf Tournee.

Florian Werner

«Willkommen in der Problemzone!»

So titelte die Podiumsdiskussion, die am 14. Januar 2021 im Helmhaus Zürich stattfand. Unter dem Motto *Aussen bunt, innen weiss?* wurde im Jahr 2020 am Institut Praktiken und Theorien der Künste eine Studie durchgeführt zur Frage: «Wie halten es die Schweizer Kunstmuseen mit der Diversität?». Die Studienleiterin Anke Hoffmann diskutierte erste Ergebnisse daraus zusammen mit Vertreter*innen von drei beteiligten Kunstinstitutionen (Simon Maurer, Leiter Helmhaus Zürich; Nadine Wietlisbach, Direktorin Fotomuseum Winterthur; Barbara Zürcher, Direktorin Haus für Kunst Uri), zwei Künstlerinnen (Elisabeth Eberle; Lynne Kouassi) und dem Online-Publikum.

Participatory Knowledge Practices in Analogue and Digital Image Archives

Seit dem 1. Februar 2021 forscht die HKB gemeinsam mit der Universität Basel im interdisziplinären SNF-Sinergia-Projekt *Participatory Knowledge Practices in Analogue and Digital Image Archives*. Das Ziel ist die Analyse und die systematische Beschreibung historischer und zeitgenössischer Archivierungspraktiken: Generierung, Organisation, Speicherung und Kommunikation von Wissen. Von 2021 bis 2025 erarbeiten die HKB-Forscherinnen aus dem Institute of Design Research, Ulrike Felsing und Daniel Schoeneck, gemeinsam mit den Teams von Walter Leimgruber und Peter Fornaro von der Universität Basel eine Lösung, wie das Fotoarchiv der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde (SGV) partizipativ genutzt werden kann. Unterstützt wird dies durch ein Interfacedesign, welches das Annotieren, Kontextualisieren, Strukturieren und Verknüpfen von Bildern und ihren Metainformationen ermöglicht. Darüber hinaus wird die Transformation von analogen in digitale Archive aus der Perspektive der Technologie, der Kommunikation und der Wissensethnologie beschrieben.

Vergängliche Kunstwerke für die Ewigkeit

Seit den 1960er-Jahren hat die Performance als neue Kunstform den Kunstbegriff erweitert. Ihre Besonderheit liegt darin, dass sie ephemere – also flüchtig – ist. Es handelt sich um eine künstlerische Aktion, die im Moment stattfindet. Dies stellte und stellt noch heute die Konservierung vor neue Herausforderungen, denn: Wie lässt sich ein zeitlich begrenztes Ereignis, etwas Vergängliches also, als Kunstwerk für die Zukunft bewahren? Dieser Frage geht ein HKB-Forschungsteam um Hanna B. Hölling aus dem Institut Materialität in Kunst und Kultur im vierjährigen SNF-Projekt *Performance: Conservation, Materiality, Knowledge* seit Oktober 2020 nach. Anfang Februar 2021 ging die neue Website online: → performanceconservationmaterialityknowledge.com

Archäologie visualisieren

Materielle und immaterielle Kulturgüter werden nicht mehr nur als Zeugnisse vergangener Kulturen angesehen, sondern in ihrem Kontext auf soziale und ökonomische Aspekte früherer Gesellschaften untersucht. Aus dieser Perspektive spielt das Sichtbarmachen von Zusammenhängen von Objekten und Architektur für das Vermitteln neuer Erkenntnisse eine zentrale Rolle. Entsprechende Darstellungsmethoden – weg von der Betrachtung einzelner Dinge hin zur Erforschung kultureller Zusammenhänge – hinken jedoch hinterher. Die wissenschaftlich fundierte, praxisorientierte Arbeit präsentiert mit der Diglū-Schrift eine Alternative zur Wissensvermittlung in der Archäologie. Die Publikation *Archäologie visualisieren* wurde im Harrassowitz-Verlag herausgegeben und resultiert aus der Doktorarbeit von Fabienne Kilchör im Rahmen des SNF-Projekts *Visualisierung von Befunddokumentationen anhand semantischer Netze* am Institut für Archäologische Wissenschaften der Universität Bern und am Institute of Design Research der HKB.

Gratulationen

→ Minou Afzali zur Veröffentlichung ihrer Dissertation *Zur Rolle des Designs in kulturspezifischen Alters- und Pflegeeinrichtungen*, die im Rahmen des SNF-Projekts *CommuniCare* entstanden ist.
→ Lara Kothe und Robert Lzicar zur Auszeichnung HKB-Best-Practice-Beispiel 2020 für das Seminar *Kritik durch Design* im BA Visuelle Kommunikation.

Der Autor und Journalist Florian Werner lehrt regelmässig als Gast an der HKB. Im April leitet er die Y-Toolbox *Anatomie des Zombies*.

Wie bist du bisher durch diese Pandemie gekommen?

Den ersten Lockdown habe ich mit meiner Familie in einem Gartenhäuschen aus den 20er-Jahren am Stadtrand, am See verbracht, zu viert plus Hund auf 30 Quadratmetern. Das Schlafstübchen war gleichzeitig das Arbeitszimmer. Das hatte so was Walden-Pond-Thoreau-Haftes. Den zweiten Lockdown verbringen wir nun in Berlin. Normalerweise ist hier im Quartier zu jeder Tages- und Nachtzeit was los, aber jetzt sind die Strassen fast leer. Dieses Brummen der Stadt, das ich total liebe, ist plötzlich weg. Ich muss sagen, positive Massenerlebnisse fehlen mir wahnsinnig. Massenansammlungen sind ja oft problematisch, gerade beim Zombie. Der Einzelne ist nicht wirklich gefährlich, weil er sich meist langsam bewegt und nicht besonders helle ist – viele Zombies zusammen werden, wie die Viren, zum Problem. Aber die enthusiastische, dionysische Masse, die sich zum Beispiel im Rhythmus einer Musik bewegt, hat etwas wahnsinnig Tolles. Ich muss gerade oft an einen Abend vor zwei Jahren denken, da habe ich in Berlin auf der Waldbühne den grossen Hexenmeister Nick Cave erlebt, in diesem Riesen-Amphitheater aus den 30er-Jahren. Das war für mich eine wahrhaft enthusiastische Erfahrung: eine Begeisterung, die daraus resultierte, dass da 20 000 Menschen das Gleiche feierten.

Lässt sich das kompensieren?

Ein bisschen. Ich habe mir riesengrosse Boxen gekauft, mit denen man saulaut und sehr gut Musik hören kann. Ich gehe wie ein Wahnsinniger joggen. Und ich schreibe jeden Morgen wie ein Bekloppter.

Schreibst du anders als vorher?

Ja, ich schreibe gerade etwas sehr Innerliches, einen Roman. Im Gegensatz zum meisten, was ich in den letzten Jahren geschrieben habe, mache ich für diesen neuen Text null Recherche. Ich sitze einfach am Rechner und lasse es laufen. Es ist ein autonomer Text, völlig abgekoppelt von der Welt.

In deinem neusten Buch geht es um deutsche Autobahn-Raststätten. Wie bist du darauf gekommen?

Ich betrachte die Kulturgeschichte gern von ihren schmutzigen Rändern her. Raststätten sind für mich ein Teil der öffentlichen Architektur, der wahnsinnig wichtig ist, den aber trotzdem keiner mag. Solche Nicht-Orte, wie Marc Augé sagen würde, faszinieren mich. Für die Vor-Ort-Recherche sass ich im Sommer 2019 Tage und Nächte lang auf Autobahnraststätten, quatschte Leute an, ging auf dem Parkplatz spazieren. Das ist ja im Moment alles gar nicht möglich.

Apropos spazieren: Du hast dich in mehreren Büchern mit der Verbindung zwischen Gehen und Denken auseinandergesetzt. Gibt es auch einen Bezug zwischen Joggen und Schreiben?

Auf jeden Fall. Ich merke, dass sich beim Joggen wahnsinnig viel löst. Wenn ich zwei Stunden geschrieben habe, bleiben oft irgendwelche Knubbel zurück. Dann gehe ich laufen und danach ist im Idealfall alles klar. Ein Radiostück von vier Minuten Länge oder eine Dramaturgie von 4000 Zeichen lassen sich bei einer Runde Joggen einmal komplett durchdenken. Aber ich gehe nicht laufen, um ein Problem zu lösen – es ist wichtig, dass man lockerlässt. Ein anderer Modus von Gehen und Denken ist das Flanieren, das «Gesprächschlendern». Das praktiziere ich regelmässig mit Tilman Rammstedt. Wir gehen zwei Stunden die Nachbarschaft ab und kommen ganz anders ins Reden, als wenn wir irgendwo sitzen würden. Ich schätze die Zweckfreiheit solchen Flanierens. Wir haben uns alle daran gewöhnt, sehr teleologisch zu gehen. Man will unbedingt zum Gipfel, zum See oder zur Hütte kommen. Aber das Gehen nur um des Gehens willen ist noch mal was ganz anderes. Wichtig ist, dass man auf gar keinen Fall eine App aktiviert, die einem hinterher sagt, wie viele Kilometer man gegangen ist.

In der US-Zombie-Serie *The Walking Dead* werden die Zombies «walkers» genannt. Woher kommt deine Faszination für diese Figur?

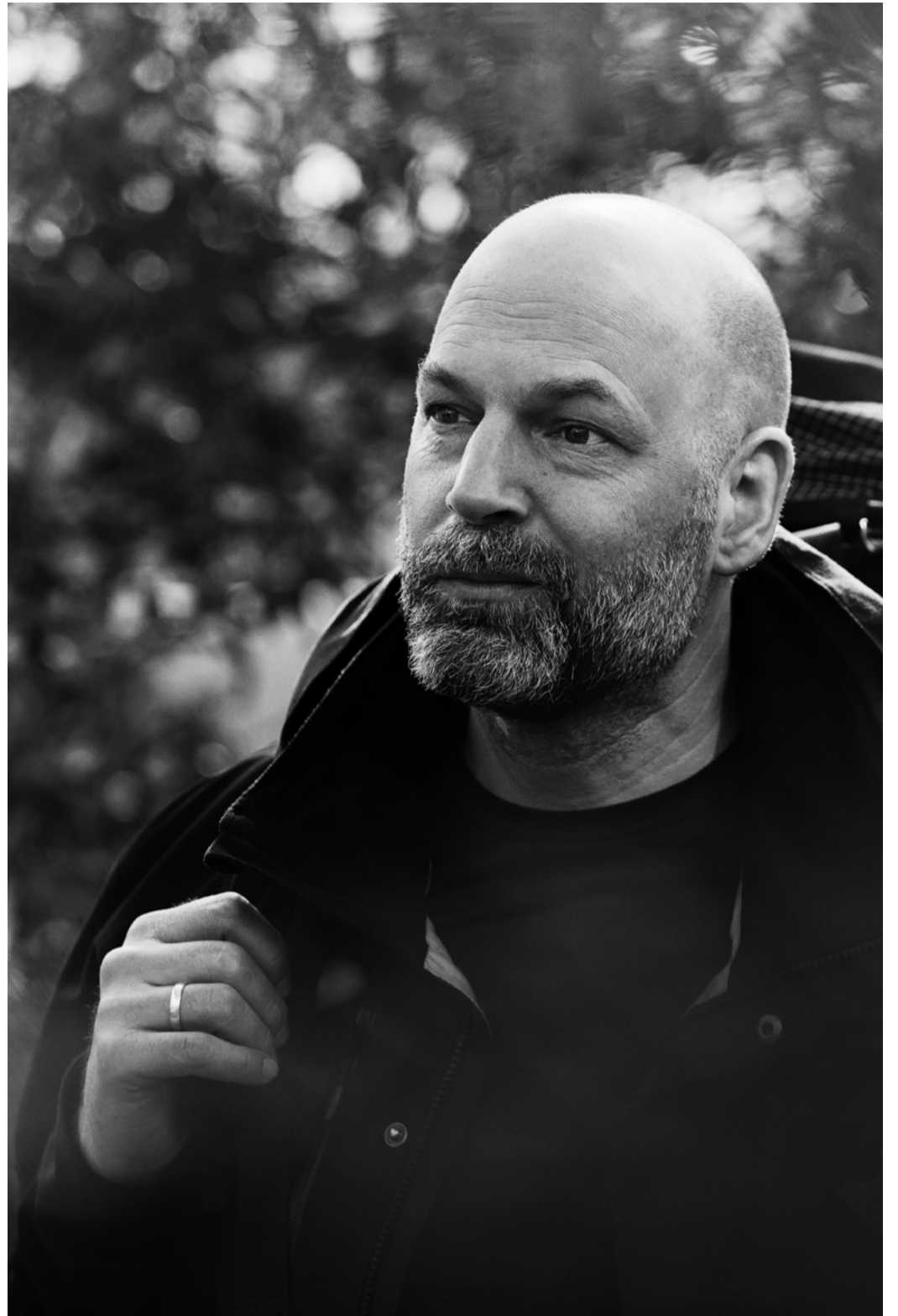


Foto: Johanna Ruebel

Ein guter Freund von mir ist Professor für Theologie, mit dem schaue ich mir immer die ganz harten Zombie- und Horrorfilme an. Jetzt geht das natürlich gerade nicht: Wenn die Apokalypse da ist, kann man keine apokalyptischen Filme mehr gucken. Als ich die Y-Ausschreibung «Nacht» sah, habe ich sofort an Zombies gedacht. Der klassische Zombiefilm *The Night of the Living Dead* ist ja auch ein Nachtfilm.

Gab es Zombie-Literatur, bevor es Filme gab?

Ich glaube, es war umgekehrt, die Zombies sind über die Filme in die Texte gewandert. Zombie-Filme waren ja ursprünglich eher ein Pulp- und B-Movie-Phänomen. Erst in den letzten Jahren, etwa mit *World War Z* oder Jim Jarmuschs *The Dead Don't Die*, sind sie zu einem respektablem Genre geworden. Sogar der Pulitzer-Preisträger Colson Whitehead hat mit *Zone One* einen richtig tollen, hartgesottenen, philosophischen Zombie-Roman geschrieben.

Du hast den Bezug zwischen Zombie und Virus gemacht. Gibt es andere Bezüge zur Pandemie?

Wenn man Elisabeth Bronfen glauben mag, dann ist der Zombie-Film ein Warmlaufen für die Pandemie. Die Zombie-Filme der 50er- und 60er-Jahre haben vorweggenommen, wie wir uns heute durch die Stadt bewegen. Die Leute gehen in Schlangenlinien und versuchen, bloss niemandem zu nahe zu kommen. Die Gefahr, die vom Zombie ausgeht, ist ja, dass er, ähnlich wie der Vampir, andere infiziert. Dadurch entsteht dieses exponentielle Wachstum, das wir jetzt dank Corona alle verstanden haben. In *Zone One* wird zum Beispiel eine riesige Mauer gebaut, um die Zombies draussen zu halten. Aber am Schluss – Spoiler Alert! – bricht diese Zombie-Masse wie eine Welle über die Menschen herein. Die Metaphern von Ansteckung und Welle sind zentral im Zusammenhang mit Zombies.

Sieht man je etwas aus der Perspektive des Zombies?

Ich kenne keinen solchen Fall. Ich denke, das liegt daran, dass der Zombie keine Subjektivität hat. Er ist der entfremdete Mensch, der nicht mehr weiss, wieso er tut, was er tut. Er wird nur noch von «muscle memory» angetrieben – und dem Impuls, zu töten. Vielleicht ist er überhaupt nur im Film richtig darstellbar, weil er eben kein Innenleben hat. Alles, was Roman, Lyrik, Musik ausmacht, die Darstellung einer reichen psychologischen Innenwelt, versagt beim Zombie. Er ist der Antilyriker, er kann kein Gedicht darüber schreiben, wie er sich fühlt. Es gibt so viel, was wir nicht wissen über Zombies. Die Filme sind beeindruckend, aber sie gehen von merkwürdigen Grundprämissen aus, etwa, dass man den Zombie bedenkenlos töten darf, weil er weder Individualität noch Schmerzempfinden hat. Aber: Woher wissen wir das eigentlich? Woher weiss ich, was mein Nächster denkt? Das kennt man ja in weniger drastischer Form aus dem eigenen Leben: dass vertraute Personen einem plötzlich fremd werden oder auf eine Weise handeln, die unverstündlich und bedrohlich ist.

Man sagt ja auch Dinge wie:

«Du bist rumgelaufen wie ein Zombie.»

Ich glaube, das hat mit dieser Inkommensurabilität zu tun: dass Menschen leer oder entfremdet durchs Leben gehen, ihren Schmerz aber nicht vermitteln können. Man sieht sein Gegenüber, man möchte Mitleid zeigen und sagt: «Ich weiss, das ist gerade total schwer für dich» – aber eigentlich weiss man nichts, weil man eben nicht drinsteckt. Das ist das Tolle am Zombie-Genre: Auf sehr plakative Weise verhandelt es Themen, die Philosoph*innen seit Jahrhunderten umtreiben.

Interview: Simone von Büren

Rebecca Gisler



Foto: Alex Anderfuhren

Entre deux langues, entre plusieurs pays, Rebecca s'est créé un espace d'écriture qui lui appartient. Retour sur sa formation aux mots, à la fois allemands et français, à Bienne puis à Paris, et sur son approche évolutive du langage.

La dernière de nos rencontres remonte à trois ans environ. C'était à Paris. On n'y vivait plus ni l'une ni l'autre, même si Rebecca y gardait un pied-à-terre, et comme toujours m'hébergeait lors de mes visites dans la capitale française. Les appartements parisiens étant par définition minuscules, quand il s'agissait de discuter, ça se passait plutôt dehors – au bistrot, dans un musée, au marché aux puces. Lorsqu'on se retrouve à Bienne en ce mois de janvier 2021, c'est aussi à l'extérieur, mais pour d'autres raisons: les cafés sont fermés, et par les temps qui courent, qui veut se retrouver le fait à l'air libre, au bord du lac par exemple. On s'installe sur de grosses pierres mouillées. Quand on m'a demandé d'écrire le portrait de Rebecca, c'était sans savoir qu'on était bonnes copines. Notre discussion file là

où on l'avait laissée, bascule entre deux villes, familières à toutes deux, deux atmosphères, deux langues.

Entre deux écoles aussi, l'institut littéraire suisse et l'Université Paris 8: deux institutions aux méthodes résolument différentes, mais qui proposent l'une et l'autre des cours d'écriture littéraire et ouvrent la porte sur le métier acrobatique d'autrice. Rebecca a suivi les deux cursus avec en tête un même objectif: écrire. Une activité qui, suivant l'humeur du jour et les critères sociétaux auxquels on la compare – rendement économique, productivisme ou contribution esthétique – étonne par son humilité ou son incroyable prétention. C'est abyssal, et pourtant Rebecca en discute avec l'assurance de celle qui a fait son choix. «C'est ce que je veux faire maintenant, mais ça pourrait aussi changer un jour, qui sait... J'écris et je lis pour les moments jolis que l'écriture et la lecture peuvent procurer.» À l'éternelle question de l'apprentissage de l'écriture (est-il souhaitable de professionnaliser ce qui relève de la vocation, du talent?, etc.), elle répond de manière évasive. Presque

par un haussement d'épaules. Il faut du temps pour écrire, et les écoles de Bienne et de Paris ont d'abord été des lieux de rencontres, d'échanges. Autant travailler les mots là où leur matière fait débat.

Or les mots de Rebecca sont pluriels. Elle a la particularité d'écrire en deux langues: le français, qui est sa langue maternelle, et l'allemand, sa langue scolaire – elle a grandi à Zurich. L'Institut littéraire, cette école qu'il est possible de fréquenter dans l'une ou l'autre langue, elle l'a suivie en allemand, sans trop oser s'aventurer, dans un premier temps, dans les cours proposés aux francophones. C'est en intégrant le Master en création littéraire à Paris 8 qu'elle s'essaie finalement à l'écriture dans sa langue maternelle, qui était jusque-là qu'une langue orale et familiale. Elle y entre un peu «par défi». Comme toutes les grandes décisions qu'on prend avant de tomber dans le piège de la trentaine, je suggère. Sa réponse est moins dramatique que ma remarque: «Je prenais les choses comme elles venaient.»

Et puis une question de fond la taraudait, celle, éternelle, de la légitimité des polyglottes. «J'avais l'impression de ne pas savoir écrire en français.» Elle voulait vérifier. Verdict: «J'ai toujours l'impression de ne savoir écrire ni en français ni en allemand, mais je n'hésite plus à mélanger ce qui est jugé incorrect. J'ai arrêté de me dire qu'il y a des façons d'écrire. Et en changeant ma langue d'écriture, j'ai découvert une littérature qui m'était en grande partie inconnue.» Car lorsqu'elle a commencé son Bachelor en *Littéraires Schreiben* à Bienne, en 2011, «je me concentrais sur la langue allemande», explique-t-elle, «et l'écriture que j'essayais de développer tournait beaucoup autour de personnages et d'histoires. C'était comme si je tentais de trouver un outil de narration, peut-être trop psychologisant à mon goût, aujourd'hui.» Désormais, dit-elle, «j'écris par rapport à une langue. Le français m'a aidée à me libérer du récit auquel j'associais l'allemand, et j'ai pu jouer avec la langue comme matériau.» Les grammaires, les vocabulaires ou encore les formes d'écriture présentent une infinité d'espaces liminaires qu'elle affectionne. «Je crois que je n'écris pas pour l'édification du lecteur, mais pour trans-

mettre une expérience d'un usage subjectif du langage, parfois incorrect, parfois brut, qui charrie un grand nombre d'influences.»

Ainsi, dans la vie de Rebecca, les vas-et-vient sont constants, qu'il s'agisse de déplacements entre deux langues, mais aussi entre plusieurs lieux de vie. Ces dernières années ont été «nomades», me raconte-t-elle, entre Paris, la Bretagne, la Suisse et un passage au Mexique. Des voyages mentaux et géographiques qui ont créé, dans leur latence, un espace de liberté qu'elle habite pleinement. Par exemple, plus question d'affirmer qu'une langue se prête à un texte en particulier. En novembre dernier, elle a remporté le concours allemand Open Mike avec *Hippobosca*, un texte qu'elle avait à l'origine écrit en français, et traduit pour l'occasion. Dans sa totalité, ce même texte est celui de son premier roman, à paraître cette année en France aux éditions Verdier.

Assises au bord du lac, le froid finit par nous engourdir. On se décide à reprendre la balade tout en échangeant des souvenirs. «J'ai adoré mes études à Bienne», me confie-t-elle. «Rétrospectivement, ça me semble avoir été un temps d'insouciance qui m'offrait la place d'expérimenter l'écriture sans savoir exactement quelle voie emprunter. Depuis Paris, il y a eu et il y a encore des événements qui s'enchaînent: les attentats, le covid...» Quant à savoir si ces circonstances ont marqué son écriture, difficile à dire, tant celle-ci est «en constante évolution». Cela vaut aussi pour l'année qui vient de s'écouler, marquée par la pandémie, et qui fut pour elle un temps de travail – sans qu'elle ressentisse pour autant le besoin d'affronter frontalement cette étrange situation dans ses textes. «Bien sûr, il faut parler du réel», conclut-elle. «Mais le confinement et la fermeture de lieux de rencontres et de culture démontrent aussi à quel point il est important d'être autorisée à ouvrir des voies vers l'imaginaire, l'humour, la beauté.» Ou de l'importance créer des échappées mentales vers des espaces-lisières, dans cette liberté de la marge, qui est celle, précisée, de son écriture.

Text: Elisabeth Jobin

Student*in im Fokus

Isamal Zorrilla

Isamal Zorrilla (27) kam vor dreieinhalb Jahren in die Schweiz und lernte blitzschnell Deutsch. Zurzeit absolviert sie ihre Masterarbeit an der HKB im Bereich Design. Ihr Ziel: psychisch Kranken helfen.

«Ich bin am Treffpunkt. Ich habe pinkfarbene Haare.» Das schreibt Isamal Zorrilla, damit wir uns erkennen. Das Treffen soll coronabedingt im Bahnhof stattfinden. Zorrilla, deren Muttersprache Spanisch ist, spricht nebst Englisch und Französisch fließend Deutsch, obwohl sie erst seit dreieinhalb Jahren in der Schweiz lebt. Der Liebe wegen ist sie aus ihrer Heimat, der Dominikanischen Republik, nach Bagwil, ein kleines Dorf in der Gemeinde Seedorf im Kanton Bern, gezogen. Ein Kulturschock? «Ja, klar», sagt sie lachend. «Aber mittlerweile kenne ich alle und alle kennen mich. Ich bin supergut integriert.» Und Zorrilla hat nicht nur Freundschaften in ihrem Dorf geknüpft, sondern auch an der Hochschule der Künste in Bern, wo sie studiert. «Ich kann sehr selbstständig arbeiten und werde gehört», schwärmt sie. Die einstige Publizistikstudentin macht gerade ihren Master im Bereich Design. Ihre Mentorin ist die Pflegewissenschaftlerin Sabine Hahn. Zorrilla geht der Frage nach, wie Design psychisch kranke Menschen beeinflusst. Die Studierende ist überzeugt, dass unser Umfeld stärker auf uns einwirkt, als uns bewusst ist. «Wir sind in ständiger Interaktion mit Codes», sagt sie und verweist darauf, wie gut die Bank, auf der wir sitzen, zum Gesamtkontext des Bahnhofs passt. Wenn man den Kontext wechselt, verändert man sich unweigerlich auch als Person. «Wir reagieren auf unsere Umgebung. Als Migrantin weiss ich, wovon ich spreche.» Dass sie sich in ihrer Forschung mit dem Nutzen von Design für psychisch Kranke beschäftigt, hat einen persönlichen Hintergrund. «Meine



Foto: Alex Anderfuhren

Mutter ist ein Messie», so Zorrilla. Sie habe Unmengen von Dingen gehortet, darunter viel Unnötiges wie beispielsweise alte Taschen. «Es ist eine Sucht, die auch die Familie belastet hat.» Doch wie kann Design dabei helfen, Ordnung ins Chaos zu bringen, oder eingesetzt werden, um Stressfaktoren zu beseitigen? Zorrilla hat sich unter anderem mit dem medizinischen Ansatz des israelisch-amerikanischen Soziologen Aaron Antonovsky (1923-1994) auseinandergesetzt. Bei seinem Salutogenese-Modell wird Gesundheit nicht als Zustand, sondern als Prozess verstanden, wobei Risiko- und Schutzfaktoren in einer Wechselwirkung zueinander stehen. «Wer gesund sein will, muss Kohärenz finden», so Zorrilla. Dabei könne Design unterstützend wirken.

Was würden Sie ändern?

Im Rahmen ihrer Masterarbeit hat Zorrilla ein Kartenspiel entworfen. Auf jeder Karte ist die Illustration eines Raumes zu sehen. Es gibt verschiedene Lichtverhältnisse, saubere und unordentliche Räume, solche mit Pflanzen und Haustieren und solche ohne. Um ihr Kartenset zu testen, arbeitet Zorrilla mit ambulanten Pflegefachleuten zusammen, welche die Karten nutzen, um mit ihren Patient*innen in Interaktion zu treten. Wie fühlen Sie sich heute? Was würden Sie diesem Raum hinzufügen, was würden Sie entfernen? Welche Geschichte könnte hier passiert sein? Über solche Fragen kommen die Pflegefachleute zu neuen Erkenntnissen. Zorrilla bekommt präzise Rückmeldungen von ihren Testpersonen, fünf Patient*innen, die im Hôpital psychiatrique in Cery bei Lausanne sta-

tioniert sind. Will jemand zum Beispiel in einer ihrer Illustrationen die Lichtverhältnisse verändern, gestaltet sie eine neue Karte mit mehr Licht. «Es geht darum, gemeinsam Verbesserungsvorschläge zu finden, gemeinsam einen Weg Richtung Gesundheit zu gehen.»

Was macht Corona mit uns?

«Es ist mir wichtig, Patient*innen in den Designprozess zu integrieren, ihnen eine Stimme zu geben», so Zorrilla. Unabhängig davon, ob jemand depressiv oder schizophoren sei, stehe an erster Stelle der Mensch und nicht seine Krankheit. Wer als krank und wer als gesund gelte, sei oft auch eine Definitionsfrage. Vorurteile könnten Krankheiten verstärken. Die Pflegefachleute, mit denen sie zusammenarbeite, seien sehr offen gegenüber Experimenten. «Es ist mir wichtig, dass sie sich auf ihre eigenen Erfahrungen und ihr Bauchgefühl verlassen, wenn sie mein Kartenspiel nutzen.» Unser Umfeld sei wie ein Spiegel, sagt Zorrilla. Wenn wir beispielsweise Aussicht auf die Natur hätten, dann mache das etwas mit unserem Gehirn. Die aktuelle, durch die Pandemie bedingte Situation, sei für viele Menschen ungünstig. «Normalerweise haben wir einen Ort zum Schlafen, einen Ort zum Essen und einen Ort zum Arbeiten.» Diese Standortwechsel seien wichtig und fielen nun durch das vielerorts auferlegte Homeoffice weg. Sie selbst jobbt bei McDonald's im Bahnhof Bern, um ihr Studium zu finanzieren und um noch besser Deutsch zu lernen. Es sei ärgerlich, wenn man mit ihr Englisch spreche, nur weil sie dunkelhäutig sei. Doch sie sei dankbar für diesen Job, bei dem sie mit vielen Leuten in Kontakt gekommen sei und auch Mundart gelernt habe. «Mittlerweile verstehe ich sogar die Walliser*innen.»

Text: Helen Lager

Playtime 2021 – Freilauf



Fotos: Dersu Huber, Peter Kraut

Ein grosser Hase läuft frei herum, steigt Treppen hinunter, überquert Fussgängerbrücken, findet Eingang in ein musikmediales Spektakel – physisch und auf der Leinwand – und wendet sich ans imaginäre Publikum: «When you tell somebody else about this piece then you are lying.» Willkommen in der hybriden Welt von Alexander Schubert. Seine Werke sind Musik und Medienkommentar zugleich. Das lässt sich ganz anders, aber vielleicht verwandt, auch von einer Beethoven-Sonate sagen. Im Menuhin Forum spielte Simon Popp die *Sonate Nr. 31 As-Dur op. 110*, und Pianist Philippe Gaspoz bildete mit Boulez (*Incises*) die Brücke zu Chopins zweitem Klavierkon-

zert, interpretiert von Nikita Tonkonogov, begleitet von einem Streichquintett unter der Leitung von Monika Urbaniak. Willkommen in der Geschichte der Klaviermusik.

Das dritte Festival der Musikstudien-gänge mit dem sprechenden Titel *Playtime* verband entlegene wie zugängliche, gegensätzliche und aktuelle Positionen aus dem laufenden Unterricht. 13 Tage lang, in Bern und Biel und an weiteren Orten, kamen Oper, Sound Arts, Klassik, Jazz, Composition, Musik und Bewegung und vieles, was dazwischenliegt, zu ihren Auftritten, das meiste wurde aufgenommen, vieles live gestreamt. Die laufenden Kameras entschädigten symbo-

lisch für das fehlende Publikum und hielten fest, was physisch passierte, und das wanderte anschliessend in die Netzwerke.

Der Jazz entdeckte und eroberte im Januar einen neuen Raum für sich – den Prozess in Bümpliz. Der Prozess ist Proberaum, Bühne, Residenz, Quartiertreff und Café-Bar in einem – und ideal situiert, um kleineren Ensembles einen professionellen Auftrittsräumen zu bieten. In einem Hinterzimmer des Gebäudes, mit Ausblick auf die nächtlichen Güterzüge, war HKB-Soundtechniker Markus Gfeller am Werk und mischte die Signale zu einem live-stream fähigen Soundtrack, während sich auf der Bühne die Formationen für

einmal nicht frontal ans Publikum richteten, sondern quasi nach innen kehrten.

Extravaganter war da die Oper im Volkshaus Biel unterwegs – HKB-Alumna, Jazzsängerin und Pop-Performerin Marena Whit-cher inszenierte eine überbordend lustvolle Collage mit fantastisch-surrealen Kostümen zum Thema *Monster* (musikalische Leitung: Riccardo Bovino). Ein Auftritt eines versprengten Hasen hätte hier nicht überrascht.

Playtime 2022 ist übrigens bereits in Planung.

Fünf Clips zum Reinschauen und -hören: → hkb.bfh.ch/playtime

DAS BERNER PLAKAT

Im Rahmen der Schaufensterbespielung des LOEB Bern werden vom 26. April bis 9. Mai 2021 Berner Plakate inszeniert.

Dazu findet ein Tag mit spannenden Interviews, bewegenden Geschichten und Insider-Wissen statt.

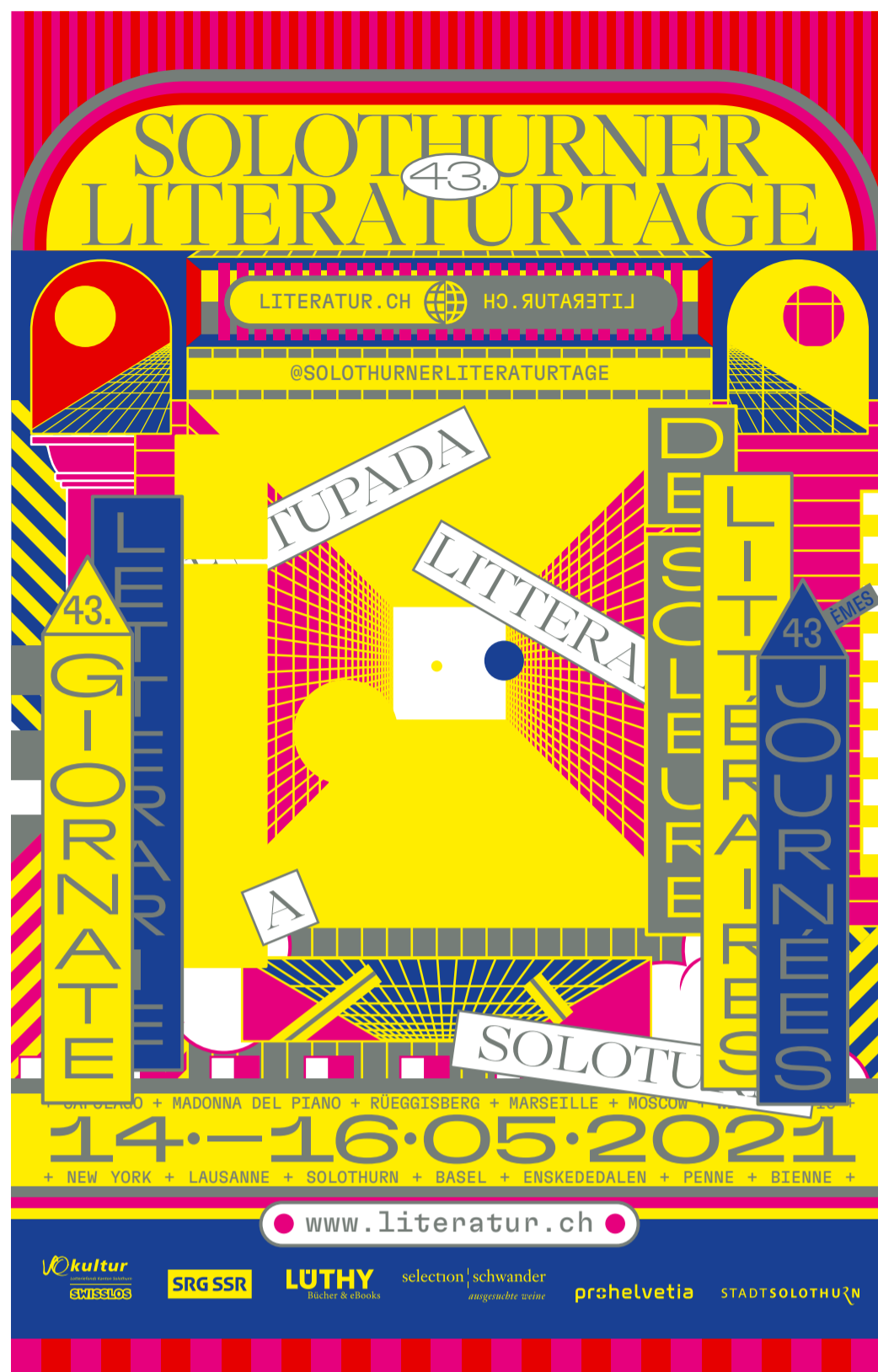
Einsichten ins Berner Plakat gibt's live wie auch online übertragen.

Für mehr Informationen: designfestival.ch

PRÄSENTIERT VON

**DESIGN
FESTIVAL
BERN**

LOEB



Annemarie Schwarzenbach als Fotografin

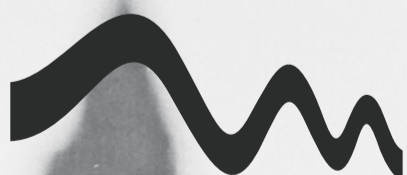
— Aufbruch ohne Ziel



18.09.20

01.21

Verlängert bis
09.05.21



Zentrum Paul Klee
Bern

Gegründet von
Maurice E. und Martha Müller
sowie den Erben Paul Klee



Kanton Bern
Canton de Berne

Master of Advanced Studies Popular Music

Die Arbeitsrealität einer Mehrheit von Musiker*innen wird im 21. Jahrhundert massgeblich von den vielgestaltigen, unter dem Etikett des Populären subsumierten Musikformen bestimmt. Ob bei der Komposition, der Musikproduktion respektive Studio-Sessions oder Live-Gigs – populäre Musikformen dominieren die Nachfrage im Musikmarkt. Gleichermassen sehen sich Musikpädagog*innen in zunehmendem Ausmass mit Schüler*innen konfrontiert, deren musikalische Präferenzen weniger bei Mozart oder Miles Davis als vielmehr bei Lady Gaga oder Justin Bieber liegen.

Es sind insbesondere diese populärmusikalischen Gestaltformen, die weite Bereiche unseres öffentlichen wie privaten Lebens durchdringen und unseren Alltag als individuelle Soundtracks nicht nur begleiten, sondern mitgestalten. Von ihrer omnipräsenten Verwertung in audiovisuellen Medien und im Radio über ihren Einsatz in Einzelhandelsgeschäften und Restaurants bis hin zur Integration in DJ-Sets in Diskotheken und die Jogging- oder Barbecue-Playlist auf Spotify: Populäre Musik ist allgegenwärtig. Abgesehen von ihrer hohen soziokulturellen Relevanz, die unter anderem auf ihre medialen Qualitäten zurückzuführen ist – sie vermittelt zwischen Ratio und Irratio, zwischen Emotion und Kognition, zwischen innen und aussen –, besitzt populäre Musik als Motor der Musikwirtschaft eine ausserordentliche ökonomische Bedeutung.

Dessen ungeachtet erfahren populäre Musikformen in den künstlerisch-akademischen Ausbildungsstätten Europas bis heute eine vergleichsweise stiefmütterliche Behandlung und finden häufig kaum Eingang in entsprechende Curricula. In musik- oder kulturwissenschaftlichen Studiengängen ist die interdisziplinäre Popmusikforschung mittlerweile vielfach fest verankert. Die künstlerische Hochschulausbildung und -weiterbildung in populärer Musik stellt demgegenüber gegenwärtig noch den Einzelfall, die Ausnahme an Kunst- und Musikhochschulen dar. Insofern kann die Einführung des berufsbegleitenden Masters of Advanced Studies in Pop & Rock an der HKB durch den Pionier Immanuel Brockhaus im Jahr 2003 als absolutes Novum bezeichnet werden. Der Weiterbildungsstudiengang ist – auch in der Breite seines inhaltlichen Spektrums – bis dato ein Unikum in der zentral-europäischen Hochschullandschaft. Neben der zeitgemässen, individuellen künstlerischen Förderung, die gleichermaßen kompositorische, aufführungspraktische und produktionstechnische Inhalte integriert, steht die Vermittlung zukunftsorientierter musikpädagogischer Kompetenzen und musikwissenschaftlichen Know-hows im Fokus des Studiums. Letzteres zielt darauf ab, differenzierte Reflexions- und Kommunikationsfähigkeiten hinsichtlich des eigenen künstlerischen Schaffens und komplexer popmusikbezogener Phänomene zu entwickeln.

Ab Herbst 2021 werden wir das Weiterbildungsstudium unter dem Titel Popular Music durchführen. Wir wollen populäre Musik nicht als eine spezifische musikalische Gattung, sondern vielmehr als Sammelbegriff verstehen, der verschiedenste klangliche Phänomene beschreiben kann, die etwa als Hip-Hop, Dubstep, Indie-Rock oder House in Genres zusammengefasst werden. So basiert die Umbenennung des Masters zum einen auf dieser erweiterten Begriffsbestimmung und verweist zum anderen auf die prägende Bedeutung englischsprachiger und insbesondere afroamerikanischer Musik im Kanon populärer Musikkulturen. Mit ihrer hochwertigen technischen und musikalischen Infrastruktur bietet die HKB ideale Bedingungen für eine ganzheitliche Auseinandersetzung mit populär-musikalischen Gestaltformen, aktuellen Entwicklungssträngen populärer Musikkulturen und demgemäss die persönliche Entwicklung zum* zur Expert*in in Popular Music.

Andreas Schoenrock, Studiengangsleiter



Foto: Stefan Wermuth

Fragen an Absolvent*in: Benjamin Meichtry, 37, Primarlehrer aus Bern

Was war Ihre Motivation dafür, sich in populärer Musik weiterbilden zu wollen?

Seit meiner Kindheit spielt die Rock- und Popmusik eine entscheidende Rolle in meinem Leben. Das Musikmachen wie auch die vielfältige Auseinandersetzung mit Popmusik entwickelten sich zu einer grossen Leidenschaft und einem wichtigen Lebensinhalt. Ich studierte zuerst Tontechnik und wählte in meiner anschliessenden Ausbildung zum Primarlehrer an der Pädagogischen Hochschule den Studienschwerpunkt Musik. Schliesslich arbeitete ich 12 Jahre lang als Musiklehrer an einer Sekundarschule. In dieser Tätigkeit war wiederum die Pop- und Rockmusik ein zentraler Inhalt. Da ich mich nie zu einem reinen Musikstudium durchgerungen hatte, eignete ich mir viele Kompetenzen und Fertigkeiten zunächst autodidaktisch an. 2015 kam der Punkt, an dem ich mein Wissen mit dem Studium an der HKB festigen und erweitern und noch einmal richtig tief in die Pop- und Rockmusik eintauchen wollte. Ein weiterer Grund für die Weiterbildung war folgender: Als Primarlehrer mit einer Anstellung an der Sekundarschule verdiente ich wegen meines Abschlusses 10% weniger als ein*e «regulär» ausgebildete*r Sekundarlehrer*in. Mit dem Studium an der HKB konnte ich meinen Bachelor dahingehend aufwerten, dass ich nach Abschluss des MAS den Sekundarlehrer*innenlohn erhalten habe.

Welche Fähigkeiten konnten Sie im MAS erwerben und entwickeln?

Ich habe gemerkt, dass ich doch vieles richtig angehe, was mich gestärkt hat. Das Studium hat, etwa durch die Auseinandersetzung mit der popmusikspezifischen Terminologie und klanglichen Strukturen, eine gewisse Klarheit in mein Wissen und musikalisches Denken/Schaffen gebracht. Weiter konnte ich mich auf meinem Hauptinstrument, dem E-Bass, und den Nebensinstrumenten Klavier, Gitarre und Schlagzeug, verbessern. Meine gesanglichen Fähigkeiten hat es ehrlich gesagt ziemlich durchgeschüttelt. Aber mir wurden viele Wege aufgezeigt, wie ich meinen Gesang verbessern kann. Enorm profitiert habe ich während der Entstehung, Entwicklung und Vollendung meines Songs. Dies beinhaltet das Komponieren, Arrangieren, Einspielen, Aufnehmen und Mixen eines Songs sowie das Planen und Durchführen einer Videoproduktion zum Song – alles in Begleitung kompetenter Dozent*innen. Dank diesem Prozess konnte ich mich in vielen Bereichen entwickeln.

*Wie empfanden Sie den Austausch mit Ihren Kommiliton*innen?*

Wir waren eine tolle Truppe. Ich fühlte mich wohl, wir konnten Spass haben, kreativ sein und einander auch unterstützen.

Wie liess sich das Studium mit Ihrer Berufstätigkeit vereinen?

In meinem Fall klappte das wunderbar. Ich konnte mein Pensum als Musiklehrer auf 80% reduzieren, hatte dadurch den Freitag frei und konnte diesen für das Studium einsetzen.

Inwiefern entsprach die Weiterbildung Ihren Erwartungen?

Meine Erwartungen wurden erfüllt, teils sogar übertroffen. Ich traf auf professionelle, kompetente und umgängliche Dozent*innen, und das Wissen wurde meist in sehr ansprechender Form vermittelt.

Was haben Sie am MAS besonders geschätzt?

Den unkomplizierten, lockeren und dennoch professionellen Umgang mit den Dozent*innen, die Infrastruktur und die Stimmung innerhalb der Gruppe.

Welchen Einfluss hat das Studium auf ihre beruflichen Tätigkeiten?

Ich fühle mich durch das Studium als Musiker und Musiklehrperson gestärkt, da ich mein Wissen festigen und entwickeln konnte und mir dies eine hohe Kompetenz verleiht.

Würden Sie die Weiterbildung wieder machen?

Ja, ich würde die Ausbildung wieder machen, denn ich habe es wirklich sehr genossen, mich mit Pop- und Rockmusik in Form eines Studiums zu beschäftigen. Ich war und bin sehr stolz darauf, das Studium so gut gemeistert zu haben.

Wem können Sie die Weiterbildung empfehlen?

Die Ausbildung ist für all diejenigen geeignet, die sich umfassend, d. h. in möglichst vielen Aspekten mit der Pop- und Rockmusik beschäftigen wollen. Man kann sein bereits erworbenes Wissen festigen, anwenden, erweitern und sich ausprobieren. Man wird durch das Studium zu einer Art Allrounder*in in Sachen Pop- und Rockmusik. Man kann vom Studium nicht erwarten, dass man danach automatisch ein*e erfolgreiche*r, gesuchte*r, virtuose*r Musiker*in ist, aber man erhält einen Schlüssel, mit dem man die Türe zu diesem Weg öffnen kann. Für Musiklehrpersonen, an deren Schulen Popmusik eine wichtige Rolle spielt, kann ich das Studium empfehlen. Man erwirbt eine grosse Kompetenz in vielen Bereichen, was im Schulalltag hilfreich ist.

Interview: Reto Witschi

Informationen

Das Weiterbildungsprogramm zur berufsbegleitenden Professionalisierung in populärer Musik und Popkultur verknüpft musikalische Praxis mit musiktheoretischem Know-how. Neben der Instrumental- und Aufführungspraxis populärer Musikstile sowie audio- und produktionstechnischen Kenntnissen vermitteln wir kompositorische, pädagogische, kulturtheoretische und musikwissenschaftliche Kompetenzen, die in der eigenständigen Umsetzung eines künstlerischen Projektes zusammenfliessen.

Steckbrief

- **Titel/Abschluss:** Master of Advanced Studies (MAS)
- **Studienform:** Teilzeit (überwiegend Fr. und Sa.)
- **Dauer und Umfang:** 5 Semester, 60 ECTS-Credits
- **Unterrichtssprachen:** Deutsch und Englisch
- **Studienort:** Bern
- **Nächster Studienbeginn:** Herbstsemester 2021

Aufbau

- CAS Instrument und Theorie
- CAS Komposition und Musiktechnologie
- CAS Pädagogik und Popular Music Studies
- CAS Performance und Produktion
- Thesis-Modul

Was der Studiengang bietet

- Sie erweitern Ihr Repertoire und Ihre künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten.
- Sie lernen populäre Musik aus einer interdisziplinären wissenschaftlichen Perspektive neu kennen.
- Sie arbeiten in einer hochwertigen technologischen Infrastruktur mit individueller Betreuung.
- Sie profitieren von einem praxisnahen und zukunftsorientierten Studienangebot mit vielseitigen Entwicklungsmöglichkeiten.
- Sie erfahren, wie Sie innovativen, vielseitigen und modernen Musikunterricht gestalten.
- Sie setzen ein umfassendes künstlerisches Projekt um.

Kontakt

Sekretariat HKB Weiterbildung
Fellerstrasse 11, 3027 Bern
+41 31 848 38 15
weiterbildung@hkb.bfh.ch

→ hkb.bfh.ch/popular-music



Schaufenster – Arbeiten aus der HKB

Overtourism? Was passiert mit einem Ort, der sich über die Jahre so sehr für den Tourismus verändert hat, wenn der Grund dafür – die Besucher*innen – wegfällt? Von heute auf morgen

kauft niemand mehr Luxusuhren ein, übernachtet keine*r mehr in Fünfsternehotels oder kommen keine Massen mehr mit dem Bus im Städtchen an. Die Existenz vieler Unternehmer*innen steht auf dem Spiel, auch wenn die Abhängigkeit von den jährlichen Besucher*in-

nenzahlen teils ambivalent hingenommen wurde. Interlaken, Inbegriff der vermarkteten Swisness, wie siehst du aus, wenn nur Einheimische auf deinen Strassen wandeln? Im Rahmen des Projekts HKB geht an Land wurden an drei Standorten Bilder vom leer gefegten

Interlaken aufgenommen. Monate später stehen diese Bilder als Fotoinstallation am Ort der Aufnahme. Hat sich seither viel verändert? Welche Welten prallen da aufeinander?

Projekt: Charlotte Burckhardt